

USA Seit 28 Jahren in Isolationshaft. Der verzweifelte Kampf des Thomas Silverstein um etwas Menschlichkeit **Politik S. 9**

Online Verlage versuchen, das Internet unter sich aufzuteilen: Der Streit um die Tagesschau-App **Kultur S. 13**

Interview Flexibilität heißt nicht Freiheit. Bergit Howell muss das wissen. Die Künstlerin war immer unterwegs **Alltag S. 21**

Partner des Guardian

30. Juni 2011
26. Woche
Deutschland 3,20 €
Ausland 3,50 €

der Freitag

Das Meinungsmedium

Freitag-Community

„Fußball macht Ah!“
leelah

Alltag Die Community kommentiert live die Spiele der Weltmeisterschaft
»freitag.de/fussball



Die Zukunft der Stadt

Wie wollen wir zusammen leben? Rund um den Globus wird nach grünen Lösungen gesucht. Fünf Beispiele s. 6/7

German Weitsicht

Atomausstieg Die neuen Energien werden unseren Alltag radikal verändern. Davor muss niemandem bange sein

■ Gerd Rosenkranz

Niemand, auf keiner Seite der noch nicht abgebauten Barrikaden, muss nach der opulenten Mehrheit, mit der Angela Merkels Ausstiegfahrplan den Bundestag passiert hat, fürchten, dass die Jahrzehnte der fundamentalen Kämpfe um unsere Energiezukunft abrupt enden. Sie tun das schon deshalb nicht, weil es um viel mehr geht als um Energie.

Mit dem nun politisch kaum mehr rückholbaren Atomausstieg haben wir uns nicht nur gegen eine Hochrisikotechnologie entschieden, sondern auch gegen eine lange dominierende Vorstellung von der Zukunft. Schon in den achtziger Jahren propagierten die Antipoden glasklare Alternativen: Weiter auf dem „harten (Wachstums-)Pfad“, der mit der Kohle begann und der Perspektive Atomkraftwerke, Schnelle Brüter, Fusionsreaktoren weitergehen sollte, oder Einschwenken auf den „weichen Pfad“ mit Sonne, Wind und Wasser. Als erste große Industrienation hat sich Deutschland jetzt entschieden.

Bei aller Demut, die wir Deutsche gelernt haben: Die Energiewende ist wichtig für uns – aber möglicherweise wichtiger für die Welt. Wenn die viertgrößte Volkswirtschaft beschließt, den „harten Pfad“ zu verlassen, ist das ein Signal, das keinen Verantwortlichen in Frankreich, Japan oder den USA kalt lässt. Und schon gar nicht in China. Klaus Töpfer, der letzte deutsche Internationalist, hat recht: Jetzt muss es nur noch gelingen. Der „weiche Pfad“ muss funktionieren. Das – und nicht die Jahreszahl des Atomausstiegs – ist der Lackmusestest, der die Welt interessiert. Wehe, wenn es nicht gelingt.

Deshalb fängt die Arbeit jetzt erst an. Und glaube niemand, das seien schon die Mühen der Ebene. Da steht noch ein Gebirge von Problemen. Darunter Altlasten wie die neun verbleibenden Atomkraftwerke, die

mit zunehmendem Alter tendenziell störanfälliger werden. Und Gorleben, der einzige politische Salzstock der Welt. Dessen als „Erkundung“ mühsam verbrämter Ausbau zu einem Atomendlager muss schon deshalb beendet werden, weil der Weiterbau jeden Konsens und jeden Neuanfang zu blockieren droht.

Diese deutsche Gesellschaft hat nach Fukushima eine selbstbewusste Entscheidung getroffen, mit einem klaren Ergebnis nach fast vier Jahrzehnten der Diskussion im Westen und zwei im Osten. Diese Entscheidung wird – und die Menschen wissen es – grundstürzende Umwälzungen zur Folge haben. Bis hinein in ihren Alltag. Wir werden anders mobil sein, uns anders ernähren und anders wohnen. Aber wir benötigen auch neue Infrastrukturen, neue Produkte und in der Folge eine neue Wirtschaft. Doch keine Sorge, diese Umwälzungen werden am Ende nicht größer sein als die der Vergangenheit, und sie werden nicht zu Lasten der Lebensqualität gehen. Wenn wir es richtig machen.

Im Idealfall steigen die Energiepreise, aber die Energiekosten sinken

Dabei steht die technische Machbarkeit nur scheinbar im Vordergrund. Die Transformation des Energiesystems ist eine Herausforderung. Wie die Lichter an einem kalten und dunklen Novemberabend des Jahres 2040 anbleiben, wenn die Sonne nicht scheint und der Wind nicht weht, ist nicht wirklich geklärt. Doch selbstverständlich werden die Ingenieure es klären, sie haben 30 Jahre Zeit. Sonst wäre Deutschland nicht mehr Deutschland.

Es richtig zu machen, bedeutet für die Politik vor allem, die überwältigende Unterstützung, die die Energiewende heute er-

fährt, zu hegen und zu pflegen. Sie ist auf Dauer kein Selbstläufer. Energie ist Lebensqualität, aber die Kilowattstunde Strom, der Liter Sprit, das Öl im Keller werden unweigerlich teurer, weil die fossile Erbschaft und der atomare Wahn, die den beispiellosen Zivilisationssprung der vergangenen 200 Jahre möglich machten, fast gleichzeitig zu Ende gehen.

In wenigen Jahrzehnten werden wir energetisch wieder von der Hand in den Mund leben wie ehemals unsere Altvorden. Wir werden auskommen müssen mit dem, was die Sonne aktuell liefert. Richtig, sie schickt uns keine Rechnung, doch ihre verdünnte Lieferung einzusammeln, hat seinen Preis. Deshalb ist Effizienz der Schlüssel. Die neue, alte Energie bleibt für jedermann bezahlbar (Arbeit schafft sie ohnehin), wenn wir sie effizienter einsetzen. Im Idealfall steigen die Energiepreise, aber die Energiekosten sinken. Diesem Idealfall nahezukommen ist vielleicht die größte Herausforderung.

Die, die mit Fukushima endgültig verloren haben, lecken ihre Wunden. Die Großmänner und ihre Helfershelfer stehen heute auf verlorenem Posten – und sie wissen es. Ausgerechnet in dieser Woche fordern sie ein Moratorium beim Ausbau der erneuerbaren Energien. So groß ist die Verzweiflung, nachdem auch schon der Versuch gescheitert war, die „Benzinwut“ an den Zapfsäulen als „Stromwut“ am Stromzähler wiederzubeleben. Sie werden keinen Resonanzboden finden, solange die neue Energie bezahlbar und verfügbar bleibt.

Aufhören wird die merkwürdige Übung, als „German Angst“ zu denunzieren, was sich angesichts der Dreifach-Kernschmelze in Fernost eben erst als „German Weitsicht“, nämlich hoch rationale Interpretation der atomaren Wirklichkeit, erwiesen hat. Nur weil Hunderttausende in diesem Land mit der Energiewende begonnen haben, als Angela Merkel noch die Dagegen-Kanzlerin war, konnte sie jetzt die Spitzkehre vollziehen. Die „German Weitsicht“ ist bei der Kanzlerin angekommen. Immerhin.

Gerd Rosenkranz ist Leiter Politik der Deutschen Umwelthilfe. Davor war er lange Zeit Spiegel-Redakteur

Marcus Hernig über die Freilassung von Ai Weiwei und Hu Jia

Wer die Machthaber in China verstehen will, muss die Logik des Gesichtsverlusts kennen

Das Gesicht hat in China eine besondere Bedeutung. Gesichter sind nicht einfach da. Sie können verloren, gewahrt oder auch gegeben werden. Wer Gesicht hat, der zählt etwas und hat eine gehobene Stellung in der Gemeinschaft. Ein Mensch verliert sein Gesicht, wenn er Fehler macht oder die Erwartung der anderen, mit denen er durch das Blut, den Beruf oder die Nationalität verbunden ist, nicht erfüllt: Ein Schüler, der gegen seinen strengen Lehrer rebelliert, verliert nicht nur das eigene Gesicht. Auch den Eltern droht ein Ansehensverlust im Familien- und Bekanntenkreis. Ihr verlorenes Gesicht können sie aus eigener Kraft nicht wiederherstellen, es bedarf eines Dritten, der die Situation der „unharmonischen“ Familie geraderückt. Diese Person gibt Gesicht und trägt dazu bei, dass die Familie in der Öffentlichkeit wieder positiv dasteht – trotz des misstratenen Sohnes.

Ai Weiwei ist so ein misstratener Sohn. Mit seinen Blogs und öffentlichen Äußerungen zur fehlenden Modernität Chinas, zu Menschenrechtsverletzungen, zur Beschränkung von Künstlern und weiteren Themen hat er den Ruf seiner Eltern, des Staates China, beschmutzt und einen Gesichtsverlust in der Weltöffentlichkeit verschuldet. Nun heißt „Staat“ in China „Land-Familie“ (*guojia*), und wer in diese Familie hineingeboren wird, der hat Sohn- oder Tochterpflichten. Wer sie nicht erfüllt, wird bestraft. Aber Kritik lässt sich schwer bestrafen. Also kamen die verletzten Eltern auf die Idee mit der Steuerhinterziehung.

Sie entspricht der Taktik des „Gesichtswahrens“: Ein guter Staatsbürger muss Steuern zahlen – dem würde jede Regierung zustimmen. Dumm nur, dass die Weltgesellschaft den Vorwand verstand und argwöhnte, man strafe den Sohn in Wahrheit für seine individuelle Ansicht und Dickköpfigkeit. Gerade dieses Verhalten aber schätzt die Weltgesellschaft als Wert und schmückt es mit Begriffen

wie Meinungsfreiheit und Demokratie. So blieb Chinas Gesicht verloren – und muss nun wieder gegeben werden. Es folgten logische Schritte: Ai Weiwais Freilassung war der erste, aber kein hinreichender Schritt. Also setzte man auf einen zweiten: die Entlassung des Menschenrechtsaktivisten Hu Jia am Samstag. Aber auch dieser zweite Schritt reichte nicht. Die westliche Presse hat in beiden Fällen – Ai Weiwei wie Hu Jia – erneut Kritik geübt. In China muss sich nun derjenige, der die Familie beschädigt hat, in Schweigen und Demut hüllen, um zu sühnen. Einst folgte daher die Verbannung des Aufmüpfigen – heute heißt das Pendant Hausarrest.

Die volle Herstellung des Gesichts erhofft sich die Familie jetzt durch ihren größten Gesichtgeber: Den Volkstribun Wen Jiabao, seines Zeichens auch Ministerpräsident im hohen Familienrat. Wen hat der Familie schon oft das Gesicht wiedergegeben, etwa, als sich Söhne und Töchter nach dem Erdbeben 2008 in Sichuan und davor, während des Katastrophenwinters, verlassen fühlten. Wen soll nun auch in der Weltgesellschaft die Wogen glätten. Er funktioniert durch seine Menschlichkeit, die manche als Schauspiel, viele als ehrlich empfinden. Aber „egal ob die Katze schwarz oder weiß ist, Hauptsache, sie frisst Mäuse“, (Deng Xiaoping, 1904–1997). In einer westlichen Welt des ökonomischen Niedergangs wird der wohlhabende Wen nicht unwillkommen sein. Ob er China sein Gesicht zurückgeben kann, bleibt dennoch zweifelhaft. Weitere Anstrengungen auf dem Weg zur Weltpitze werden folgen müssen.

Marcus Hernig lebt in Shanghai und lehrt an der Zhejiang Universität in Hangzhou

Hegelplatz 1
10117 Berlin
PVStk. A04188
Entgelt bezahlt



Sie finden **alle Texte auf freitag.de**, indem Sie die Headline, ein Stichwort oder den Autoren in der Suche eingeben. Wo vermerkt, finden Sie dazu auch Zusatzmaterial im Internet. Je nach Logo sind das weitere Texte, Audiobeiträge, Videos oder Bildergalerien



Inhalt



Liebe Leserinnen und Leser,
Knapp fünf Jahre ist es her, da erschien ein Buch, dessen Titel zum Motto der digita-

len Bohème wurde: *Wir nennen es Arbeit*. Seither wurde aber auch viel über die Schattenseiten des Freiberuflertums und das neue urbane Prekariat – gut ausgebildet, zahlreiche Projekte am Laufen und trotzdem regelmäßig in den Miesen – diskutiert.

Dass dieser Spagat nicht neu ist, lehrte mich die Begegnung mit der Künstlerin Bergit Howell, die sich eines Tages mit ihren Fotografien bei uns in der Redaktion vorstellte. Howell hat in den vergangenen 50 Jahren von der Modeillustration über die Porträtmalerei bis zur Fotografie so ziemlich jede künstlerische Disziplin ausgeübt – auf fast allen Kontinenten.

Warum sie niemals sesshaft werden wollte, was das Problem an der so genannten Flexibilität ist und wie man so ein prekäres Künstlerdasein jahrzehntelang mit Verve durchhält, das erzählt Howell im Interview ab Seite 21.

Eine anregende Lektüre wünscht
Christine Käppeler



Hotlist 2011

Die Publikumsabstimmung zum Preis der Independent-Verlage, 29. Juni bis 15. August

»freitag.de/hotlist-2011

Wochenthema

Die Zukunft der Stadt S. 6/7

Wie wollen wir künftig zusammen leben? Fünf Beispiele

Politik

Sozialdemokratie S. 5

Sigmar Gabriel hat als SPD-Vorsitzender ziemlich viel richtig gemacht. Warum er trotzdem glücklos erscheint, erklärt *Georg Fülberth*

Europa S. 8

Mazedonien laufen die Bürger weg. Um in die EU zu gelangen, nehmen viele die bulgarische Staatsbürgerschaft an
Jeroen Kuiper

Positionen S. 11

Kaum ein Abgeordneter begreift noch, was er beschließt – ein besonders krasses Beispiel ist der Atomausstieg
Marco Bülow

Kultur

Essay S. 13

Verlage versuchen, das Internet unter sich aufzuteilen: Streit um die Tagesschau-App
Jakob Augstein

Literatur S. 17

Was bringt Matthias Matussek dazu, sich mit den reaktionären Ansichten eines Bischof Dyba gemein zu machen, fragt *Michael Angele*

Wissen S. 18

Die medikamentöse Therapie von ADHS soll Kindern langfristig helfen. Allmählich zeigt sich, dass sie das gar nicht kann
Susanne Donner

Alltag

Interview S. 21

Die Künstlerin Bergit Howell verfolgt seit 50 Jahren eine Karriere als „freier Mensch“. Warum wollte sie sich nie binden?
Christine Käppeler

Spaßpartei S. 26

Der Komiker Jón Gnarr ist seit einem Jahr Bürgermeister von Reykjavik. Ist er darüber ernsthafter geworden?
Ian Birrell, The Guardian

A-Z Klub 27 S. 28

Vor 40 Jahren starb Jim Morrison

Leserbriefe, Impressum S. 20

Der Herr der Drohnen

Leon Panetta Der neue US-Verteidigungsminister verschaffte als CIA-Direktor dem Geheimdienst eine eigene Luftwaffe

■ **Konrad Ege**

Präsident Obama hat umgebaut – neuer Verteidigungsminister, neuer CIA-Direktor – und stark revidierte Order für Afghanistan gegeben. Doch fällt der Afghanistan-Abzug von 33.000 Soldaten bis Sommer 2012 mickrig aus. Etwa ebenso viele hatte Obama Ende 2009, wie er damals bei einer Ansprache in der Akademie West Point bekanntgab, nach Afghanistan geschickt. Und die beiden Neuen im Kabinett sind nur die alten von anderswo. Trotzdem lässt sich Obamas Sicherheitspaket als Zeichen deuten, dass Washington Grenzen erkennt und umdisponiert.

100 zu null Stimmen, so das Votum im US-Senat, um den bisherigen CIA-Direktor Leon Panetta als Verteidigungsminister zu bestätigen. Robert Gates, ein Überbleibsel aus der Bush-Zeit, verlässt nach fünf Jahren das Pentagon. Neuer CIA-Chef wird ein Feldherr: General David Petraeus, der aber nicht in Uniform zur Arbeit gehen will. Vorgänger Panetta soll nun die drei laufenden Kriege managen: Afghanistan, Irak, Libyen. Auch wenn sich der Präsident weigert, Luftangriffe auf Libyen als Feindseligkeiten oder gar Krieg zu definieren.

Panetta muss zudem den galoppierenden Militärhaushalt unter Kontrolle bringen. Laut Friedensforschungsinstitut SIPRI haben die USA im Vorjahr 698 Milliarden Dollar für das Militär ausgegeben. Die Inflation eingerechnet 81 Prozent mehr als zehn Jahre zuvor. Der Afghanistan-Krieg kostet zehn Milliarden im Monat. Das fällt ins Gewicht, wenn das politische Washington derzeit die hohe Staatsverschuldung debattiert. Anfang August erreichen die USA die gesetzliche Schuldenobergrenze von 14,3 Billionen Dollar. Da muss auch die Armee mit dem Skalpell rechnen. In beiden Parteien werden kriegsmüde Stimmen laut wie die des demokratischen Senators von West Virginia, Joe Manchin: Nach zehn Jahren Krieg in Afghanistan müssten die USA umdenken. *Nation building* sei zu teuer und erfolglos. „Es ist Zeit, Amerika wieder aufzubauen, nicht Afghanistan.“ Panetta ist bei Haushaltskonflikten erfahren im Nahkampf, wenn Abgeordnete trotz aller Spareinwände Rüstungsprogramme in ihren Wahlkreisen auf das Heftigste verteidigen, obwohl sie das Pentagon gar nicht mehr will.

Es war eine Überraschung, als der heute 73-jährige Panetta – in seinen jungen Jahren Republikaner, dann demokratischer Kongress-



FOTO: CHIP SOMODEVILLA/GETTY IMAGES

abgeordneter, dann in Clintons Kabinett – im Januar 2009 von Obama zum CIA-Direktor berufen wurde. Er sei nicht hart genug, mutmaßten Kritiker, außerdem zu unerfahren. Es kam anders. Wie die *Washington Post* knapp ein Jahr nach Panettas Amtsübernahme kommentierte: Der neue Direktor sei mit seinen schonungslosen Angriffen auf al Qaida und die Taliban in Pakistan aggressiver als die CIA unter George Bush. Unter Panetta bekam der Geheimdienst eine „Luftwaffe“, um mit unbemannten Predator- und Reaper-Drohnen Islamisten in Pakistan aufzuspüren und zu töten. Nach internationalem Recht fragwürdig. Aber effektiv, wie Panetta in einem seiner wenigen Kommentare zu diesem Programm behauptete. Drohnen seien „das einzig brauchbare Mittel“, um die Al-Qaida-Führung zu treffen, so der damalige CIA-Direktor im Mai 2009 bei einer Rede in Los Angeles. Und das große Plus bei den unbemannten Drohnenschlägen: Sie seien unkomplizierter als „gezielte Tötungen“

Leon Panetta (73) gehörte zu den engen Vertrauten von Präsident Clinton (1993–2001 im Amt). Er war in dieser Zeit Chef der US-Budgetbehörde und von 1994 bis 1997 Stabschef im Weißen Haus

durch US-Elitetruppen und weniger risikoreich. Man töte vom Bildschirm aus, die Kriege der Zukunft würden dadurch effizienter. Barack Obama meinte in seiner Afghanistan-Ansprache vor einer Woche, als er die gewagte These aufstellte, dass „die Flut des Krieges verebbt“. „Wenn wir bedroht sind, müssen wir mit Stärke erwidern. Aber wenn diese Stärke gezielt eingesetzt wird, brauchen wir keine großen Heere.“ Panetta will das als Minister implementieren, erläuterte er in der Kongress-Anhörung zu seiner Ernennung. Nach dem Tod Osama bin Ladens müsse man weiter Druck machen auf die Terroristen. Er wolle Al-Qaida-Gruppen von Pakistan bis Nordafrika ausschalten. Das heißt, die Drohnen und die Schattenkrieger aus den Eliteeinheiten kommen vermehrt an die Fronten.

Groß angelegte Counterinsurgency-Kampagnen wie in Afghanistan, wo man „Herzen und Köpfe“ der Bevölkerung gewinnen will, rücken in den Hintergrund. Sagte Panetta doch schon im Juni 2010 gegenüber dem TV-Sender ABC, in Afghanistan seien nur mehr an die 50 bis 100 Al-Qaida-Kämpfer übrig. In seiner West-Point-Rede hatte Obama verkündet: Es gehe am Hindukusch um „die Sicherheit der Vereinigten Staaten und des amerikanischen Volkes“. Im Sommer 2011 ist das unklarer denn je, so dass sich 100.000 Soldaten nicht mehr rechtfertigen lassen. Der angestrebte Truppenabzug, verschränkt mit der neuen Strategie des neuen Mannes im Pentagon, kann als Eingeständnis verstanden werden, dass der Afghanistankrieg nicht „funktionierte“ hat. Was man natürlich nicht laut sagt. Keiner will Afghanistan „verloren“ haben.

Leon Panetta dürfte aus Altersgründen sein letztes hohes Amt ausüben. Dem neuen CIA-Chef Petraeus dagegen werden Absichten nachgesagt, 2016 für das Präsidentenamt kandidieren zu wollen – vermutlich als Republikaner. Eine delikate Sache: Der General soll jetzt die laufenden Kriege objektiv analysieren, die seine Handschrift tragen. Ein bisschen ist Petraeus schon vom Weißen Haus abgerückt. Präsident Obama hatte eindeutig angeordnet, dass unter seiner Regierung nicht gefoltert wird. Petraeus äußerte sich etwas anders in der Senatsanhörung zu seiner Ernennung als CIA-Chef: Man müsse „besondere Verhörmethoden in Betracht ziehen“, wenn der Verhörte etwas zurückhalte, was „sofort“ gebraucht werde, um Leben zu retten.

Konrad Ege berichtet für den Freitag aus den USA

Lutz Herden über Verluste und Gewinne der griechischen Demokratie

Hohe Schule des Widerstands

Von der griechischen Demokratie darf wie viel übrig bleiben, damit der griechische Staat überleben kann? Auf einen ersten Blick lässt sich die Frage leicht, weil durch das Gewicht der Tatsachen beantwortet. Die Troika der Finanzautorität aus EU-Kommission, Europäischer Zentralbank und IWF hat die Souveränität des Großschuldners längst gekappt und dessen Regierung zum Mündel degradiert.

Allein das Parlament schien ein letzter unsicherer Kantonist und prädestiniert, sich mehrheitlich der Rolle des rechtlosen Bittstellers zu verweigern. Es sollte darüber befinden, ob es den Lebensstandard von Millionen Griechen dem freien Fall überlässt oder den temporären Staatsbankrott riskiert, falls zwölf Milliarden Euro Rettungsgeld nicht ausgezahlt werden. Der „Plan B“, von dem es in der EU immer hieß, man habe ihn nicht. Es gäbe allein „Plan A“: Regierung und Parlament beschließen, was beschlossen werden soll, und es gibt Geld. Die hohe Schule der Erpressung, wie sie Kredithaien zur Ehre gereicht, die Schuldner zu rauen: Friss oder stirb!

Eine parlamentarische Demokratie sollte solche Nötigung um ihrer selbst willen weder aushalten noch aushalten wollen. Alles andere läuft auf Demontage hinaus. Auf ökonomische Schizophrenie sowieso. Ein Jahr der drakonischen Sparauflagen hat gezeigt, dass eine angeschlagene Ökonomie nicht von Wachstum und Wohlstand suspendiert werden kann, wenn sie wieder wachsen und prosperieren soll. Allein wenn Letzteres geschieht, müssen alte nicht durch immer neue Schulden beglichen werden. Nur dann kann wirtschaftliche Leistungskraft dazu ermächtigen, diesen Teufelskreis zu sprengen.

Seit 13 Monaten bewirken die Sparauflagen der Finanztroika das Gegenteil: Auszehrung statt Gewichtszunahme. Und es bleibt bei dieser Therapie, auch wenn erkennbar ist, dass Griechenland auf Jahre hinaus Verbindlichkeiten nicht ablösen kann, weiter alimentiert werden muss und ein Schuldenschnitt unumgänglich ist. Nur wie? Und was passiert in diesem Fall den Gläubigern, spricht: „systemrelevanten“ Finanzinstituten, von denen sich die Staaten der EU doch nie wieder erpressen lassen wollten? Nach Ausbruch

der Weltfinanzkrise 2008 mussten gigantische Rettungspakete her, um den „Systemrelevanten“ ein Leben nach dem Tod zu verschaffen, auch wenn sie bankrott waren. Genau genommen folgt die Griechenland-Rettung dem gleichen Prinzip. Die Rettungspakete für den hoch verschuldete Staat sind zugleich neue Rettungspakete für westeuropäische Banken. Mit einem gravierenden Unterschied: Rettungsbedürftige Staaten werden zu anderen Gegenleistungen vergattert als „systemrelevante“ Banken, kann doch auf den Staatsbürger zurückgegriffen werden, um ihn sozial zu enteignen und mit einer kastrierten Demokratie zu verhöhnen.

Es sei denn, dieser Bürger entdeckt seine „Systemrelevanz“ und widersetzt sich. Durch Generalstreik und Massenprotest, durch den Willen, die repräsentative Demokratie des Parlaments durch die direkte Demokratie der Straße zu ergänzen. Hunderttausende überall in Griechenland und Zehntausende auf dem Syntagma-Platz in Athen haben in dieser Woche gezeigt, wie der Demokratie Terrain zurückerobert werden kann, wenn sie sich in das politische Spiel einmischen.

Tom Strohschneider über Steuer-Gelegenheiten

Gabriels letzte Chance

Wie tief die FDP gefallen ist, wird dieser Tage aufs Schönste illustriert: Die Union lässt die Liberalen wegen einer Mini-Entlastung am langen Arm vertrocknen. Die Hoffnung auf den steuerpolitischen Rettungsschirm zermahlen zwischen Länder-Nein, Terminaufschub und freundlichen Sätzen: „Die ganze Diskussion ist irgendwie irre“, meint eine CDU-Ministerpräsidentin – das ist nicht der Stoff für eine teambildende Maßnahme, als welche die FDP-Spitze ihre Sonntag beginnende Klausur ankündigt. Das klingt nach den Zutaten für ein Selbstmitleid-Gruppenseminar.

Dass sich nun auch noch Paul Kirchhoff zurückgemeldet hat, macht die Sache nicht einfacher. Die Durchsetzungsschwäche der FDP muss im Licht des positiven CDU-Echos auf die Großreform des Professors aus Heidelberg noch greller erscheinen. Zum anderen verweist Kirchhoffs Vorschlag auf das leere Tablett der SPD.

Die Sozialdemokraten haben die Vorlage ihres Steuerkonzepts gerade verschoben – mit der windigen Ausrede, den Sommer überlasse man getrost der Koalition für ihren Streit. In

Wahrheit glaubt Sigmar Gabriel wohl, es kommt noch eine bessere Chance, sich als Parteichef über die Organisationsreform hinaus mit einem inhaltlichen Thema zu verewigen – nicht zuletzt gegen Ex-Finanzminister Steinbrück und den auf wirtschaftspolitische Seriosität machenden Steinmeier.

Immerhin geht es um Verteilungspolitik, den sozialdemokratischen Hebel also. Dass die Partei ihn zuletzt meist an falschen Stellen angesetzt hat, ist richtig – aber noch keine Antwort darauf, ob das auch in Zukunft so bleibt. Wofür werden Mehreinnahmen aus der Erhöhung des Spitzensteuersatzes und der Vermögenssteuer ausgegeben? Für Entlastungen, Bildungsinvestitionen, den Sozialausgleich einer Bürgerversicherung? Welche große Reformidee ist mit so einem Konzept verbunden? Und wie weit steht nicht auch jeder sozialdemokratische Vorschlag unter dem Vorbehalt der Schuldenbremse? Über diese Fragen in einen öffentlichen Wettstreit zu treten, dazu wäre der Steuerstreit der Koalition nebst Wiederkehr des unsozialen Kirchhoff-Stoffes jetzt eine gute Chance. Vielleicht ist es Gabriels letzte.



ILLUSTRATION: BENJAMIN GÜDEL FÜR DER FREITAG

Auf Messers Schneide

Tunesien Die Angst vor dem alten Regime ist ebenso groß wie die Skepsis vor der Zukunft. Eine Reise durch ein Land, das trotzdem hungrig auf das Neue ist

■ Angelique Chrisafis

Haj Ali Yocoubi wischt seine Hände an der Schürze ab, während sich Hühner auf einem Spieß drehen. Er zeigt von seinem Restaurant in Richtung eines ausgebrannten Gebäudes und auf einige Auto-Gerippe. Der über 50-jährige Küchenchef war Zeuge einiger der schlimmsten Repressionsmaßnahmen während der tunesischen Revolution im Januar. In Ettadhamen, diesem armen, dicht bevölkerten Vorort, der als die „Badlands“ von Tunis bekannt ist, starben einige junge Protestierende durch die Hände der Polizei.

Vergangenen Monat musste Yocoubi sein Restaurant wieder verriegeln, weil nach weiteren Protesten gegen die Regierung die Unruhen erneut aufflammten. Junge Männer hatten randaliert, dabei Banken, Läden und Polizeistationen angezündet und waren plündernd durch die Straßen gezogen. Danach verhängte die Regierung eine Ausgangssperre.

„Die Menschen bewegen sich wie auf Messers Schneide. Wir leben auf einem Pulverfass. Es scheint ruhig, aber man spürt, dass es bei jeder Kleinigkeit hochgehen könnte“, sagt Yocoubi. „Die Menschen finden immer noch keine Arbeit. Zum ersten Mal trauen wir uns, frei zu sprechen, aber es gibt einen politischen Schwebezustand. Wir hören von der Demokratie, aber jetzt würden wir bitte gern in einer leben.“

Sechs Monate sind vergangen, seit der Obsthändler Mohamed Bouazizi sich aus Verzweiflung über die Demütigungen des Regimes selbst in Brand setzte, was eine Volksrevolution entfachte, die Tunesiens Diktator Ben Ali ins Ausland trieb und den arabischen Frühling in der ganzen Region inspirierte. Aber in Tunesien steht die richtige Feier für diese Revolution noch aus.

Die fragile Interimsregierung erzeugt keine Zuversicht mehr, die Wahlen sind auf Oktober verschoben worden, das Vertrauen in die Politiker ist gering. Und genau jene Polizisten

nämlich, die einst einen der gefürchteten und unbarmherzigsten Polizeistaaten der Region beherrschten, sind weiter im Dienst. Vergangenen Monat attackierten sie mehr als ein Dutzend Journalisten, die versuchten, über die neu erwarteten Demonstrationen gegen die Regierung zu berichten.

Blogger und Aktivisten fürchten immer noch, ihre Telefone könnten abgehört werden. Rechtsanwälte sagen, dass die Korruption und die windigen Geschäfte des alten Regimes weitergehen. Das Justizsystem ist weiter diskreditiert. Bedenklich ist außerdem, dass die Verbliebenen der verbotenen ehemaligen Partei von Ben Ali, der RCD, immer noch im Hintergrund lauern. Einige haben sich in neuen Parteien zusammengefunden, andere werden beschuldigt, Gewalt und Unruhen zu schüren.

Kein Vertrauen in die Politik

Vergangene Woche starben in der trostlosen südlichen Bergarbeiterstadt Metlaoui elf Menschen, und etwa 150 wurden verletzt, nachdem wegen der verzweifelten Konkurrenz um die spärlichen Jobs heftige Stammeskämpfe ausgebrochen waren. Zwei örtliche Clans kämpften sich brutal mit Jagdgewehren, Äxten, Eisenstangen und selbstgebauten Bomben. Menschen wurden erstochen oder bekamen die Kehle durchgeschnitten. Die Zahl der Todesopfer der Revolution ist damit auf über 240 Menschen angestiegen.

92 Menschen wurden während der Gewalttätigkeiten in Metlaoui verhaftet, dazu gehörten auch gehörten Mitglieder der ehemaligen Ben-Ali-Partei RCD und lokale Geschäftsleute. Viele sagen, die alte Regierungspartei hätte vorsätzlich Gerüchte über Diskriminierung bei der Jobsuche genährt, um Chaos zu entfachen und die Region zu destabilisieren.

In Ettadhamen hatten die Menschen Verständnis für die Wut in Metlaoui. In diesem nördlichen Vorort von Tunis reiben sich verschiedene arme Klassen aneinander; geschätzte 400.000 Menschen zwingen sich auf sechs Quadratkilometern. Viele kamen im Zuge des gewaltigen ländlichen Exodus der vergangenen Jahrzehnte. Die Arbeitslosigkeit ist hoch. In den Familien hat meist nur eine Person einen Job, oft als Putzfrau, für einen Lohn von 200 Dinar (rund 100 Euro) im Monat. Sporadisch kommt es seit Januar zu Unruhen. Die Nicht-Regierungs-Organisation Enda, die zahlreiche örtliche Arbeiter finanziert hat, bietet nun kleine Darlehen für Leute an, deren Läden

oder Kleinunternehmen bei den Tumulten zerstört oder geplündert wurden.

„Alles, was ich will, ist Arbeit“, sagt Hicham Hermi, der seit zwei Jahren arbeitslos ist, nachdem er kurzzeitig in einer Textilfabrik für große Marken Labels angenäht hat. „Arbeitslosigkeit ist unser größtes Problem, und sie ist schlimmer als zuvor. Doch die Leute, die unter Ben Ali für die Verwaltung gearbeitet haben, konnten ihre Jobs behalten. Bei dieser Revolution ging es um Gerechtigkeit – aber wo ist diese Gerechtigkeit?“

Wie viele so denken, zeigen die Demonstrationen, die im vergangenen Monat über Tunis hinweg rollten, nachdem der ehemalige Innenminister Farhat Rajhi behauptet hatte, Getreue Ben Alis würden einen Militärputsch für den Fall planen, dass die kürzlich legalisierte islamistische Partei Ennahda (Wiedergeburt) die Wahl gewinnen würde. Später nahm er seine Worte zwar zurück, doch die Protestierenden fürchten nach wie vor, die Revolution könne von den Überresten des alten Regimes noch gekapert werden.

Mit der Wahl im kommenden Oktober wird auch eine Versammlung zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung eingesetzt werden. Diese wird, so die Hoffnung, die Grundlage liefern für die erste vollwertige moderne Demokratie in der Region. Aber das stellt eine enorme Herausforderung für dieses Land mit seinen zehn Millionen Menschen dar, das seit seiner Unabhängigkeit im Jahr 1956 nur Erfahrung mit dem Einparteiensystem gemacht hat. Die Natur der spontanen Volksrevolution – führerlos, nicht-ideologisch, nicht-religiös – hat auch Raum für politische Ungewissheit eröffnet. Die Bürger fürchten, die Kontrolle über ihr Schicksal zu verlieren. Ein verwirrendes Spektrum von mehr als 82 neuen Parteien hat sich in den vergangenen Monaten herausgebildet.

Eine Umfrage zeigte vergangene Woche, dass die Mehrheit der Tunesier optimistisch in die Zukunft blickt, aber 60 Prozent wenig bis gar kein Vertrauen in die Politiker setzen. Schon die Gesichter auf den Wahlplakaten erinnern die Menschen an den gefürchteten Personenkult des alten Regimes. Über ein Dutzend kleiner Parteien steht im Verdacht, dass hinter ihnen alte RCD-Mitglieder im neuen Gewand stehen.

Der Favorit auf den Wahlsieg, Ennahda, rangiert in Umfragen derzeit um die 17 Prozent. Arme Vororte wie Ettadhamen bieten der Partei einen fruchtbaren Boden. Ihre örtlichen Vertreter sitzen in einer strahlend neuen Par-

Die Bürger fürchten, die Kontrolle über ihr Schicksal zu verlieren

teizentrale. Sie haben längst mit dem Wahlkampf begonnen.

„Unsere Stärke ist, dass wir von den Graswurzeln kommen und nicht von einem anderen Planeten“, sagt Abderrazak Hassine, 50, ein arbeitsloser Versicherungsangestellter, der wie andere Ennahda-Mitglieder von Haft und Folter unter Ben Ali erzählt. Er erzählt auch, dass nach 20 Jahren im Untergrund die Aktiven der Partei zumeist über 40 sind und sie um eine jüngere Generation werben müssten. Die alternde Basis sei „ein Torso, der Glieder braucht“.

Hassine definiert seine Partei als gemäßigt islamistisch im Stil der türkischen AKP und weist damit die Befürchtungen der säkularen Parteien Tunesiens zurück, die Islamisten würden die Frauenrechte zurücknehmen, die aus dem Land eine feministische Ausnahme in der arabischen Welt gemacht haben.

„Wir zwingen niemanden, ein Kopftuch zu tragen“, sagt er. „Wir sind für Menschenrechte für Männer und Frauen. Wir haben niemanden angewiesen, im Haus zu bleiben. Wir sind nicht gegen den Tourismus. Alkohol ist gefährlich und widerspricht dem Islam, aber wir können die Leute nicht zwingen, das Trinken aufzugeben. Wir glauben an den Pluralismus, wir sind eine Partei unter anderen.“

Der nächste Sprung

Eine kurze Fahrt entfernt treffen sich in einer Wohnstraße des Ariana-Viertels Feministinnen und Linke im Parteibüro von Ettajdid, einer ehemals kommunistischen Partei, die sich als gemäßigte Linke neu erfunden hat. Aktivistinnen erinnern an die Jahrzehnte, in denen sie auf Flügen von Paris regimекritische Broschüren in Windeln versteckt eingeschmuggelt haben. „Ich Sorge mich, dass die Islamisten versuchen könnten, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, indem sie Frauen nur noch halbtags arbeiten lassen. Wir hatten schon 50 Jahre lang einen Einparteiensstaat, ich möchte nicht, dass eine andere Partei die Geschichte wiederholt, indem sie zu viel Macht übernimmt“, sagt eine Bankerin.

Ettajdid hat nach eigenen Worten eine „modernistische, progressive“ Front mit einem Dutzend anderer Parteien gebildet, um den Islamisten entgegenzutreten. „Wir denken, dass Ennahda eine Existenzberechtigung hat, aber Tunesien muss die Trennung zwischen Religion und Politik bewahren“, sagt Jounaidi Abdeljaoued, der zur Parteiführung gehört.

„Das war keine freudige Revolution“, sagt Amel Hamrouni, ein Sänger, der bei den Wahlen als Unabhängiger antreten wird. Die meisten stimmen ihm zu. Tunesien hat keine rauschenden Straßenfeste erlebt. Auf Ben Alis Flucht folgten Ausgangssperren und neuerliche Kämpfe, um die Gewalt der ihm loyalen Miliz einzudämmen. Die vergangenen Monate haben eine Abfolge schwacher und umstrittener Interimsregierungen, politische Ungewissheit und Zweifel gesehen. Die post-revolutionäre kulturelle Renaissance muss erst noch richtig beginnen.

„Das Problem ist, dass das alte Regime nicht verschwunden ist“, sagt Mokhtar Yahyaoui, ein Richter und Menschenrechtsaktivist, der dem Rat zur Sicherung der Revolution angehört. „Geschäftsleute, die mit Ben Ali zusammengearbeitet haben, sind immer noch voll aktiv und finanzieren neue Parteien. Leute aus der alten RCD haben weiter ihre Hände im Spiel, Politik und Justizsystem sind nicht reformiert worden. Wenn man sich anschaut, wie dieses Land vor vier Monaten aussah und das mit heute vergleicht, dann haben wir einen großen Sprung getan. Aber ich hoffe, uns gelingt ein weiterer.“

Auf der anderen Seite der Stadt zeigt der Blogger Bassem Bouguerra Fotos von seinem blauen Auge und seinen Prellungen. Im vergangenen Monat inhaftierte ihn die Polizei, weil er mit seinem Handy Beamte gefilmt hatte, die bei einer Demonstration einen Kameramann schlugen. Er wurde zwei Stunden lang in einem Polizeitransporter festgehalten und, wie er sagt, „mentaler und physischer Folter“ ausgesetzt, einschließlich der Drohung, ihn mit einem Stock zu vergewaltigen. „Die Polizei macht weiter wie gewohnt.“

In der weiter wachsenden Blogosphäre ist niemand überzeugt, dass die letzten Überreste der staatlichen Zensur verschwunden sind. Aus Prinzip hat die digitale Aktivistszene gelobt, gegen das staatliche Vorhaben zur Sperrung pornografischer Seiten zu kämpfen. Sie fürchten, damit könnte die Tür für weitere Zensurmaßnahmen des Staates geöffnet werden.

„Tunesien weiß nicht, wohin es geht“, sagt Bouguerra. „Aber es weiß, wo es herkommt, und es möchte nicht dahin zurück.“

Angelique Chrisafis ist Korrespondentin des Guardian in Paris
Übersetzung: Steffen Vogel

Nach dem Ausstieg Atomkraftwerke aus, und dann? Die Folgen der Kernenergienutzung werden noch viele Generationen begleiten. Was mit stillgelegten Reaktoren passiert und wie sich die Endlagerfrage am besten lösen lässt; wer zahlt und wer profitiert – diese Debatte ist noch längst nicht zu Ende geführt

Atommüll zu versenken

Endlagerung Die Regierung will Alternativen zu Gorleben prüfen. Noch sind viele Fragen offen – auch für die Bewegung

■ Felix Werdermann

Es war eine halbherzige Ankündigung der südlichen Bundesländer: Erst sagte der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann, er sei offen für eine Endlagersuche in Baden-Württemberg. Dann zog Bayern nach. Doch kurz darauf folgten auch schon die Einschränkungen: „Alle Analysen haben ergeben, dass Bayern aus geologischen Gründen nicht geeignet ist“, teilte das bayerische Umweltministerium mit. Und das Landesamt für Geologie in Baden-Württemberg erklärte, das südwestliche Bundesland sei „größtenteils ungeeignet für ein atomares Endlager“.

Durch Fukushima ist auch in der Endlagerfrage einiges ins Rollen gekommen. Bislang deutet vieles darauf hin, dass der Salzstock im niedersächsischen Gorleben zur Atommüllkippe der Nation wird. Dort wird bereits erkundet. SPD und Grüne hatten die Untersuchung zu Regierungszeiten zwar gestoppt, im letzten Jahr hat die schwarz-gelbe Bundesregierung das Moratorium aber wieder aufgehoben. Jetzt möchte sie voraussichtlich ein Endlagersuchgesetz auf den Weg bringen. Bis Ende des Jahres ist ein Vorschlag angekündigt, wie es weitergehen kann mit der Suche nach einem Ort für den gefährlichen Müll.

Keine Abkehr, nur Absicht

Die Regierung möchte die „ergebnisoffene Weitererkundung von Gorleben ebenso wie ein Verfahren zur Ermittlung allgemeiner geologischer Eignungskriterien und möglicher alternativer Entsorgungsoptionen“. Das ist aber keine Abkehr von Gorleben: Erstens handelt es sich bislang bloß um eine Absichtserklärung, zweitens war schon Rot-Grün mit einem geplanten Endlagersuchgesetz an internem Zwiſt gescheitert und drittens ist von einer vergleichenden Endlagersuche auch jetzt keine Rede.

Dabei zeigt eine Karte der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe, dass es in fast allen Ländern Regionen gibt, die „untersuchungswürdig“ sind. Das Bundesamt für Strahlenschutz (BfS) macht sich deswegen schon seit langem für eine vergleichende Suche stark, bislang haben die Länder aber immer geblockt. Nun sagt BfS-Präsident Wolfram König, in Gorleben müsse weitererkundet werden, damit auch in anderen Regionen die Suche akzeptiert werde. Atomkraftgegner wie Wolfgang Ehmke lehnen das ab. „Die Fakten sind klar“, sagt der Sprecher der Bürgerinitiative Lüchow-Dannenberg. Gorleben eigne sich nicht als Endlager.

Trotzdem könnte die Wahl auf den kleinen Ort an der ehemaligen innerdeutschen Grenze fallen. „Bei uns sind Fakten geschaffen worden“, sagt Ehmke. Über 100 Castoren stehen bereits im Zwischenlager direkt gegenüber vom Erkundungsbergwerk. Und auch Geld ist schon reichlich geflossen: Rund 1,5 Milliarden Euro wurden laut BfS für die Untersuchung des Salzstocks ausgegeben. Bei anderen Standorten könnte es jedoch billiger werden, sagen Experten. In Gorleben seien nämlich die Gebäude und insbesondere die Schächte so groß, wie sie für eine Endlagerung sein müssen – für eine reine Erkundung aber sind sie überdimensioniert.

Die 1,5 Milliarden bleiben ein Hemmnis für eine vergleichende Suche. Weil die Atomindustrie nach geltendem Recht für die Endlagerung zahlen muss, drängt sie auf eine schnelle Entscheidung für Gorleben. Lösen ließe sich das Problem nur, wenn der Staat zahlt und dabei die Interessen der Bevölkerung vertreten würde. Mit dem Verursacherprinzip hat das dann aber nichts mehr zu tun.

Weißer Fleck im Ausstiegsplan

Womöglich soll der Atommüll so gelagert werden, dass er jederzeit wieder rückholbar ist. Das empfiehlt zumindest die Ethikkommission, jenes Gremium, das von der Regierung eingesetzt wurde, um die Atomwende plausibel erscheinen zu lassen. Wenn der radioaktive Abfall in 50 Jahren wieder hervorgeholt wird, könnte er beispielsweise mit neuen technischen Verfahren verkleinert oder so behandelt werden, dass er weniger gefährlich ist. Andererseits wäre solch eine Aufbewahrung über tausende Jahre ziemlich teuer – und das Risiko steigt, dass der Atommüll irgendwann in falsche Hände gerät.

Wie sich die Bundesregierung entscheidet, ist nicht abzusehen. Klar ist aber: Für Gorleben entfällt gegebenenfalls ein wichtiges Argument. Bisher war nämlich immer argumentiert worden, das Salz verschließe Hohlräume. „Salzgestein und Rückholbarkeit, das heißt sich“, sagt Atomkraftgegner Ehmke. Seine Bürgerinitiative könnte nun leicht die Werbetrommel für eine rückholbare Lagerung rühren, eventuell die beste Möglichkeit, das Endlager zu verhindern. Aber die Meinungen der Mitglieder gehen auseinander. Die Atomkraftgegner sind seit Jahren fester Bestandteil der Bewegung. Sie stellen Verantwortung vor eigenen Vorteil. Im Spätherbst werden wieder tausende Demonstranten ins Wendland reisen, um den geplanten Castortransport nach Gorleben

Die Erkundung alternativer Standorte wäre billiger

zu verhindern. Dass Schwarz-Gelb bis Jahresende einen Gesetzesentwurf zur Endlagerung vorlegen will, dürfte die Mobilisierung zusätzlich anheizen. Das Endlagerproblem ist schließlich ein großer weißer Fleck im Ausstiegsplan der Regierung.

Andererseits werden viele Atomkraftgegner, insbesondere von den Grünen, zu Hause bleiben, weil sie (irrtümlich) glauben, der Kampf gegen die Kernenergie sei geschlagen. Auch wenn es bei dem Wendland-Protest immer um die geologischen Probleme des Gorlebener Salzstocks ging: Die Massen kamen, weil es absurd ist, die Reaktoren weiterlaufen zu lassen und zugleich so zu tun, als sei die Endlagerfrage gelöst.

Auch wenn es irgendwann keine Atomkraftwerke mehr gibt, der Müll bleibt. Hoffentlich auch die kritischen Stimmen.



Hinweisschilder für 19 Jahre: Warntafel im Rückbau-AKW Würgassen

Der Weg zur grünen Wiese

Abriss Was passiert mit stillgelegten Atomkraftwerken? Schon jetzt werden Meiler zurückgebaut – eine exporttrüchtige Erfahrung

■ Anne Kauffmann

Als Caspar David Friedrichs die „Wiesen bei Greifswald“ malte, waren dort noch Pferde und Windmühlen zu sehen. Heute steht an der Stelle ein Atomkraftwerk. Vor 16 Jahren wurde zwar begonnen, die Anlage zurückzubauen. Doch es wird noch lange dauern, bis die Wiese wieder so aussieht wie auf dem Gemälde.

Abhalten, das hört sich einfach an. Die Bundesregierung hat einen Atomausstieg beschlossen, bis zum Jahr 2022 sollen die letzten Meiler vom Netz gehen. Danach beginnt ihr Rückbau. Was das bedeutet, lässt sich bereits heute sehen, zum Beispiel an manchen Orten Ostdeutschlands. Mit der Wiedervereinigung gingen alle Reaktoren der ehemaligen DDR in Bundesbesitz über. Der Regierung waren die Meiler aber nicht rentabel genug – sie ließ die Kraftwerke abschalten. Das AKW Greifswald wurde 1990 stillgelegt, fünf Jahre später begann der Rückbau.

„Der Abbau soll noch bis 2014 dauern“, sagt heute eine Sprecherin der Energiewerke Nord GmbH (EWN). Dieses Unternehmen ist vom Staat damit beauftragt, die Anlage in Greifswald zu demontieren. Wenn es in drei Jahren tatsächlich vorbei ist, hätten die Arbeiten 19 Jahre gedauert. Beim AKW Würgassen im westfälischen Kreis Höxter soll es genauso lange dauern. Sind solche Zeitspannen üblich? „15 bis 20 Jahre wurden für so ein Vorhaben bisher eingeplant“, erklärt Petra Uhlmann vom Energiekonzern Eon. „Aufgrund der gesammelten Erfahrungen werden es in Zukunft sogar nur noch zwölf sein.“

Doch nach dieser Zeit sieht von außen alles aus wie vorher: Von der einstigen Natur ist man noch immer weit entfernt, obwohl zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Rückbau in Würgassen häufig von der „grünen Wiese“ gesprochen wird. Innerhalb des Atomkraftwerks wurde alles dekontaminiert und aufgeräumt, aber die Außenwände des Gebäudes bleiben. Um eine grüne Wiese zu erhalten, muss der Komplex dann noch abgerissen und die Landschaft rekultiviert werden. Das dauert nochmal ein paar Jahre – wenn sich bis dahin nicht schon wieder neue Industrie angesiedelt hat.

Fünf Jahre im Abklingbecken

Am Ende sollen in Greifswald 1,8 Milliarden Tonnen Abfall entsorgt sein, davon muss zirka ein Drittel als radioaktiver Müll beseitigt werden. Der größte Anteil davon wird zerlegt und unschädlich gemacht, einer Messung auf verbleibende Strahlung unterzogen und anschließend freigegeben. Drei Prozent allerdings bleiben gefährlich und werden – zusammen mit den noch immer hochradioaktiven Kernbrennstoffen – in einem Zwischenlager deponiert. In Greifswald gibt es dafür das Zwischenlager Nord. Die Brennelemente müssen vorher fünf Jahre lang in einem Abklingbecken verwahrt werden, in dieser Zeit ist die Wärmeentwicklung für eine Endlagerung noch zu stark. Anschließend werden die alten Brennelemente in Castor-Behälter verladen und dort, durch eine Hochdruckpresse extrem verdichtet, bis zu 40 Jahre gelagert. Erst danach wird der Müll in ein Endlager transportiert – falls es bis dahin eines geben sollte.

500 Millionen Euro soll der Rückbau eines Meilers nach Angaben von Eon kosten. Die Arbeiten in Würgassen zeigen aber, dass es nicht dabei bleiben muss. Dort belaufen sich die Ausgaben mittlerweile schon auf 700 Millionen Euro – und es werden immer mehr. Auch in Greifswald

wald kosten die Arbeiten mehr als von Eon veranschlagt: „Bisher wurden für den Rückbau 2,8 Milliarden Euro ausgegeben, bis zur Endlagerung werden es rund vier Milliarden sein“, informiert das Abrissunternehmen EWN. „Damit sind dann aber auch gleich sechs Reaktoren abgebaut.“

Und wer zahlt das alles? „Für Rückbauten von bundeseigenen Atomkraftwerken müssen allein die Steuerzahler aufkommen“, sagt Greenpeace-Experte Tobias Riedl. Das Forschungsministerium schätzt die Ausgaben für Stilllegung und Entsorgung kerntechnischer Anlagen bis zum Jahr 2035 auf insgesamt 10,6 Milliarden Euro. Das entspricht ungefähr 16 Jahren Naturschutz – gemessen an dem, was Bund, Länder und Kommunen im Jahr 2001 dafür ausgegeben haben.

Für die Demontage der Kraftwerke in privater Hand sind die AKW-Betreiber selbst verantwortlich. Deshalb sind die Energiekonzerne gesetzlich verpflichtet, entsprechendes Geld zurückzulegen. Für den Bau und den Betrieb der Atommüll-Zwischenlager ist jedoch die Bundesregierung verantwortlich, sie fordert dann anteilmäßig das Geld von den Konzernen zurück. Bis dahin kann sie aber nicht auf die Rückstellungen zugreifen, die Konzerne können steuerfrei und beliebig über die Mittel verfügen – und damit sogar spekulieren.

Deutschland verkauft seine Atomtechnologie ins Ausland, nach Brasilien, China oder Südkorea. In Zukunft könnte auch die Rückbau-Industrie auf dem Weltmarkt mitmischen. Das Unternehmen EWN hat bereits den Auftrag erhalten, russische Atom-U-Boote abzurüsten.

Es ist ein Anfang, der sich womöglich verstärkt. Denn nach Fukushima gibt es zumindest in der Bevölkerung einen deutlichen Stimmungswandel. Bei einer Umfrage in 24 Ländern hat jeder vierte Atomkraftgegner angegeben, seine Meinung erst seit den Ereignissen in Japan zu haben. Nur in Indien, Polen und den USA gibt es eine Mehrheit pro Kernenergie.

Wasser auf die falschen Mühlen

Islamismus Der so genannte Präventionsgipfel des CSU-Innenministers hat nichts gebracht. Polizei und Sozialarbeiter überrascht das kaum

■ Matthias Becker

Der Sozialarbeiter zuckt mit den Schultern. „Keine Ahnung, was uns erwartet!“, sagt er lakonisch. Dabei ist er eigens für die umstrittene Veranstaltung aus dem Ruhrgebiet nach Berlin gekommen. Der so genannte Präventionsgipfel sollte der Auftakt sein für eine neue „Sicherheitspartnerschaft“ zwischen Staat und muslimischen Organisationen. Gemeinsam wollte man beraten, wie Islamisten frühzeitig erkannt und gestoppt werden können, bevor sie womöglich zu Attentätern werden.

Was unter der „Sicherheitspartnerschaft“ zu verstehen ist, wurde allerdings auch durch das Treffen nicht klarer. Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich hatte den Gipfel im März auf dem letzten Treffen der Deutschen Islam-Konferenz (DIK) angekündigt. Die Muslime müssten mehr „gegen die Radikalisierung in den eigenen Reihen“ tun und enger mit der Polizei zusammenarbeiten, forderte der CSU-Politiker. Die muslimischen Organisationen re-

agierten konsterniert. Schließlich gibt es bereits zahlreiche regionale Netzwerke von Imamen, Sozialarbeitern und Polizei, bei denen Informationen über die islamistischen Aktivitäten ausgetauscht werden. Seit sieben Jahren treffen sich die Verbände regelmäßig mit dem Bundeskriminalamt.

Zum Gipfel eingeladen wurden nicht nur die religiösen Dachverbände, sondern auch einige sozialpädagogische und sozialarbeiterische Projekte, die mit islamistischen oder „islamistisch gefährdeten“ Jugendlichen arbeiten. Sie kamen nach Berlin, weil sie auf mehr Unterstützung hofften – auch finanzielle. Aber es blieb bei vagen Ankündigungen. In einem Wettbewerb sollen künftig die besten Projekte prämiert werden. Neue Internetangebote sollen als Gegengewicht zur starken islamistischen Präsenz im Netz entstehen.

Kampf der Kulturen

Doch die Schwierigkeit bei der staatlichen Islamismus-Bekämpfung beginnt schon bei der Gegnerbestimmung: Richtet sie sich gegen die Terroristen oder gegen die Islamisten – und wer ist das überhaupt?

Der Verfassungsschutz behauptet, dass sich insgesamt ungefähr 250 Menschen aus Deutschland so genannten „Reisegruppen“ angeschlossen und auf den Weg in militärische Ausbildungslager im afghanisch-pakistansische Grenzgebiet gemacht haben. Sie und ihr Umfeld gelten als die militanteste islamistische Strömung. Salafistische und

andere fundamentalistische Gruppierungen haben deutlich mehr Anhänger – angeblich etwa 2.500 Menschen, allerdings mit gegenwärtig schnell steigender Tendenz. Sie glauben an den Kampf der Kulturen und propagieren die Spaltung der deutschen Gesellschaft entlang religiöser Linien – aber Gewalt als politisches Mittel lehnen sie ab, setzen eher auf Missionierung und gesellschaftliche Verankerung. Und schließlich gibt es diejenigen, die in den Berichten der Verfassungsschützer als „legalistische“, also gesetzestreue Islamisten auftauchen. Gemeint sind damit vor allem die Anhänger von Milli Görüs. Insgesamt geht man von mehreren zehntausend Menschen aus und von einem großen Umfeld in den Gemeinden.

Die anderen knapp vier Millionen Muslime in Deutschland haben mit Islamismus nichts am Hut. Aber sie fühlen sich durchaus angesprochen, wenn die deutsche Öffentlichkeit über „den Islam“ diskutiert, wenn Thilo Sarrazin über Intelligenzunterschiede schwadroniert, die Familienminis-

terin von der CDU untersuchen lässt, ob der Islam gewalttätig macht – oder der Bundesinnenminister seine Überzeugung äußert, dass „nicht belegbar ist, dass der Islam zu Deutschland gehört“.

„Das wirft uns zurück“

Für die Praktiker der Extremismusbekämpfung gerät das zum Ärgernis, genauso, wie die grassierende Muslimefeindlichkeit zu einem großen Problem geworden ist. Etwa für die Islamexpertin Irmgard Schrand vom Hamburger Landeskriminalamt. „Diese Debatten werfen unsere Arbeit zurück. Die Kräfte, die zusammenarbeiten und diskutieren wollen, fühlen sich durch sie infrage gestellt. Gleichzeitig sind sie Wasser auf die Mühlen radikaler Kräfte. Weil diese immer wieder sagen werden: ‚Wisst ihr was, ihr könnt machen, was ihr wollt, die deutsche Gesellschaft will euch einfach nicht!‘“ Ähnlich äußert sich der Imam Andy Abbas-Schulz, der als Seelsorger muslimische Gefangene besucht. „Wir beobachten, dass sich auch immer mehr ganz normale muslimische Jugendliche die Frage stellen, ob diese Gesellschaft sie haben will.“

Tatsächlich ging es Innenminister Friedrich wohl vor allem darum, mit der Veranstaltung die Botschaft auszusenden, er tue etwas gegen den Islamismus und nehme dabei kein Blatt vor den Mund. Dass er seine Initiative ausgerechnet beim letzten Treffen der Islamkonferenz vorstellte, gehört zur Dramaturgie. Abermals ermahnt

er nun die Muslime, sie müssten „tätig werden und die Polizei einschalten, wenn jemand offen zur Gewalt gegen Menschen aufruft“. In den Äußerungen von Friedrich sieht „Prävention“ ungefähr so aus: Die Muslime melden verdächtiges Verhalten der Polizei, während Autoritätspersonen den Jugendlichen immer wieder erklären, dass Gewalt wirklich nicht okay ist.

Diejenigen, die sich beruflich mit Islamismus beschäftigen, wissen, dass das so nicht funktionieren wird. Sie verstehen sehr gut, dass der Islamismus nicht aus einer „Parallelgesellschaft“ in die heile deutsche Welt einbricht, sondern sich aus den politischen und sozialen Problemen hierzulande speist – aus Perspektivlosigkeit, Diskriminierung und nicht zuletzt von der grassierenden und von Eliten angeheizten Islamfeindlichkeit entfacht wird.

Die Erkenntnis ist nicht nur unter Sozialarbeitern verbreitet, sondern ebenso unter Polizisten. „Junge Muslime haben in diesem Land große Chancen, frei zu leben und sich zu entwickeln“, hat gerade erst der Chef des niedersächsischen Verfassungsschutzes, Hans-Werner Wargel, erklärt. „Aber es liegt auch an diesem Land, sein Versprechen auf Bildung und Aufstieg für alle einzuhalten. Ausgrenzung und Ablehnung sind der falsche Weg.“

Matthias Becker lebt als freier Autor in Berlin. Zuletzt berichtete er im Freitag (Ausgabe 19/2011) über die Sicherheitsverwaltung

Sisyphus Gabriel

Lange Linien Der SPD-Vorsitzende hat bisher wenig falsch gemacht und trotzdem nur Aussicht auf einen Trostpreis

■ Georg Fülberth

Wenn es gerecht zugeht, dann erhält in einer noch zu schreibenden neuen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie der jetzige SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel gute Noten, zumindest was seine bisherige Amtszeit angeht. Er hat wenig falsch und vieles richtig gemacht.

Das gilt nicht nur für seine Leistungen auf dem Gebiet der kleinen Tricks. Ein tolles Stück war die Sache mit Joachim Gauck, hier gelang es ihm, Linkspartei und Union gleichermaßen vorzuführen.

Auch das gängige Repertoire des Linkschwenks beim Übergang von der Regierung zur Opposition absolvierte er gekonnt. Die SPD hat sich von der alten Schröder-Clement-Politik ein bisschen abgesetzt. Dass dies nach der Maxime geschieht, mit den Fehlern von gestern sei nicht abzurechnen, sondern sie seien im Vorwärtsschreiten möglichst vergessen zu machen, ist alte sozialdemokratische Tradition. Der Vorwurf der Unglaubwürdigkeit hat eine begrenzte Haltbarkeit. Auch beim Entwerfen einer großen Linie ist Gabriel nicht untüchtig. Beispiel: das mit der Vorsitzenden der französischen Schwesterpartei, Martine Aubry, abgesprochene Projekt einer europäischen Wirtschaftsregierung.

Erfolge sind tatsächlich nicht völlig ausgeblieben: Hamburg wurde wieder gewonnen, Bremen und Rheinland-Pfalz behauptet. In Baden-Württemberg regiert die SPD jetzt mit, besonders wertvoll ist die Rückkehr an die Macht in Nordrhein-Westfalen. Der letztere Erfolg ist auch deshalb so wichtig, weil das Ypsilanti-Trauma bewältigt wurde: Hannelore Kraft lässt sich von der Linkspartei tolerieren und kann sie offenbar – glaubt man den aktuellen Umfragen – kleiner machen, als sie vorher war. Das ist nicht nur Taktik, sondern verbindet sich – in der Haushaltspolitik und bei der auch symbolstarken Abschaffung der Studiengebühren – mit inhaltlich teilweise durchaus attraktiver Politik.

Obwohl er also einiges vorzuweisen hat, gilt Gabriel nahezu als glücklos. In den Umfragen kommt die SPD nicht so recht aus dem Tal heraus. Nur unter empfindlichen Verlusten gelangte sie in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen in die Regierung, jeweils mit ihren schlechtesten Allzeit-Ergebnissen.

Am Ende der Adenauer- und der Kohlzeit hatte sich die SPD auf Bundesebene der Macht genähert, indem sie ihre Positi-

onen in den Kommunen und in den Ländern ausbaute. Auch Gabriel hat wohl darauf gesetzt. Aber die kommende Kraft auf diesen nachgeordneten Ebenen sind nicht mehr in erster Linie die Sozialdemokraten, sondern die Grünen. Sie erobern Oberbürgermeisterposten, stellen in Baden-Württemberg den Ministerpräsidenten und deklassierten dort die SPD zur Juniorpartnerin. Schlimmer noch ist, dass sie sich nicht länger auf Rot-Grün fixieren lassen.

Eine ihrer glaubwürdigsten Politikerinnen, die eher linke Bärbel Höhn, bescheinigt der schwarz-gelben Koalition, dass ihr Atomausstieg perspektivreicher sei als die Lösung, zu der sich einst Schröder und Trittin bequemten. Der Sozialabbau des vorigen Jahrzehnts ließ sich unter sozialdemokratischer Führung konfliktärmer hinkriegen als unter einem etwaigen Unionskanzler, denn die Opposition der Gewerkschaften war durch Loyalität gebremst. Jetzt kommt die andere Rechnung: Gegen die Blockaden des großen Kapitals ist eine Energiewende nicht zu machen. Das notwendige Maß an Tolerierung oder gar Kooperation geht mit Schwarz-Grün besser als mit der SPD. So sieht die langfristige Perspektive aus, unabhängig davon, welche Kombination 2013 noch einmal zum Zuge kommt.

Diagnose und Therapie

Gabriel versucht seine Partei durch eine Organisationsreform für die sich abzeichnende Zwischentappe einer Scheinblüte fit zu machen: Öffnung für die Beteiligung von Nichtmitgliedern. Dahinter steht eine realistische Diagnose. Viele Ortsvereine existieren nur noch auf dem Papier. Ob die Therapie hilft, ist fraglich. Der Altbestand ist immer noch stark genug, um sich gegen Reformen zu wehren. Dass die SPD Thilo Sarrazin nicht loswurde, ist eine fatale Niederlage. Diejenigen, die man gewinnen will, sind meist schon woanders, vor allem bei den Grünen. Zuzug ist allenfalls aus der Linkspartei zu erwarten, aber dazu braucht es keine Organisationsreform. Gabriel wirbt neuerdings um die früher Verschmähten.

Vielleicht haben seine Anstrengungen Aussicht auf einen Trostpreis: anders als in Italien die Atomisierung der parlamentarischen Linken zu verhindern und den Übergang in die wohl unvermeidliche Bedeutungsminde- rung erträglicher zu gestalten.

Georg Fülberth ist Politikwissenschaftler. Zuletzt erschien von ihm *Das Kapital kompakt* bei Papyrossa

ANZEIGE





Die grüne Evolution

Menschenmagnet Weltweit wachsen die Städte unaufhörlich. Wie können wir künftig umweltgerecht in ihnen leben?

■ Michael Jäger

Abgesehen vom Krieg ist nichts wichtiger für die Zukunft der Menschheit, als unserer Städte ökologisch gesund zu machen – schrieb einst der Stadtökologe Richard Register. Es spricht einiges dafür, dass er Recht hat. Denn seit 2007 lebt mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten. 90 Prozent des weltweiten Bevölkerungswachstums wird in den nächsten Jahrzehnten in urbanen Milieus stattfinden. Und die Bewohner der Metropolen verursachen schon jetzt 80 Prozent der menschengemachten Klimagase.

Auch in Deutschland gibt es diesen Trend. Hierzulande gibt es mehr Metropolen als in jedem anderen Land Europas: 17 von 125 Städten mit Metropolcharakter liegen in der Bundesrepublik, ergab kürzlich eine Studie des Bonner Instituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung. Nicht nur Hamburg erfüllt die Kriterien, sondern auch das Eifelstädtchen Hahn mit seinem Frachtflughafen. Von 21 europäischen Metropolräumen liegen fünf in Deutschland, darunter das Rhein-Main-Gebiet. Städte sind wie Magnete, sie ziehen die Menschen an, weil diese glauben, dort bessere Chancen zu haben. Für den Schutz der Umwelt und der Ressourcen ist deshalb entscheidend, wie sich die Städte entwickeln werden. Denn obwohl Metropolen wie Delhi (28 Millionen Einwohner), Mumbai (25 Millionen) oder Los Angeles (18 Millionen) schon jetzt ein enormes Konfliktpotenzial bergen, können nachhaltig gestaltete Städte auch die Lösung des Problems sein. Sie könnten einen Lebensraum der kurzen Wege zwischen Wohnen, Arbeit und Einkauf bieten, versorgt von erneuerbaren Energien und gebaut in einer ebenso modernen wie naturorientierten Architektur.

Solarenergie im Überfluss – da kämpft man allenfalls noch mit der Sinnkrise

In China und Abu Dhabi versucht man, neue Modellstädte zu erfinden und eins zu eins aus dem Boden zu stampfen (siehe auch die *nebenstehende Grafik*). Aber die Schwierigkeiten solcher Projekte springen inzwischen ins Auge. Man entdeckt erst in der Verwirklichung, dass bei der Planung Naturbedingungen übersehen wurden; man kann nicht weiterbauen, weil erst die Weltfinanzkrise abgewehrt werden muss; es fällt schwer, sich mit denen zu verständigen, die die neuen Städte bewohnen sollen; es gibt auch den umgekehrten Versuch die Städte aus sich heraus zu verändern. Das war der Weg, den die UN-Umweltkonferenz von Rio 1992 beschritt, als sie den Kommunen in aller Welt die „Lokale Agenda 21“ empfahl. An ihm ist problematisch, dass es langsam, ja oft gar nicht vorangeht. In Berlin zum Beispiel hatten sich sofort Agenda-Gruppen gebildet, die mit Politik und Wirtschaft verhandelten. Doch der Erfolg blieb bescheiden.

Von Dorf zu Dorf

Heute kandidiert mit Renate Künast eine Grüne für das Amt des Regierenden Bürgermeisters, und man kann sehen, was sie sich unter ökologischem Stadtbau vorstellt: ausgeglichene Energiebilanz, viele Grünflächen und ein integriertes Verkehrssystem mit mehr Carsharing und öffentlichem Nahverkehr.

Reicht das? Die Stadt der kurzen Wege steht nicht auf dem Programm. Weil man

sie nicht durchsetzen könnte? Am Abstand von Wohnung und Arbeitsplatz, Einkauf und Kinderladen ändert sich nichts, er wird weiter mit den bekannten Verkehrsmitteln überbrückt, allerdings, wie man hofft, bei sinkendem Anteil der Privatautos.

Weil beide Ansätze nicht voll befriedigen, der Modellansatz so wenig wie die Idee, den Status quo zu ändern, fragt man sich, ob es noch andere Möglichkeiten gibt. Vielleicht helfen die Überlegungen, die kürzlich in der Heinrich-Böll-Stiftung vorgestellt wurden? Den Diskussionsstand ökologisch orientierter Architekten zusammenfassend, haben drei Organisationen – Raumbüro, Stiftung neue Verantwortung und das Architekturnetzwerk Cityförster – drei Wege zur Zukunft unterschieden.

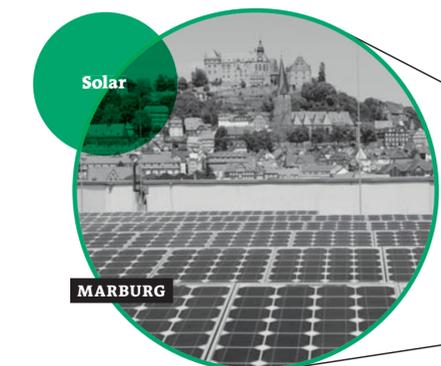
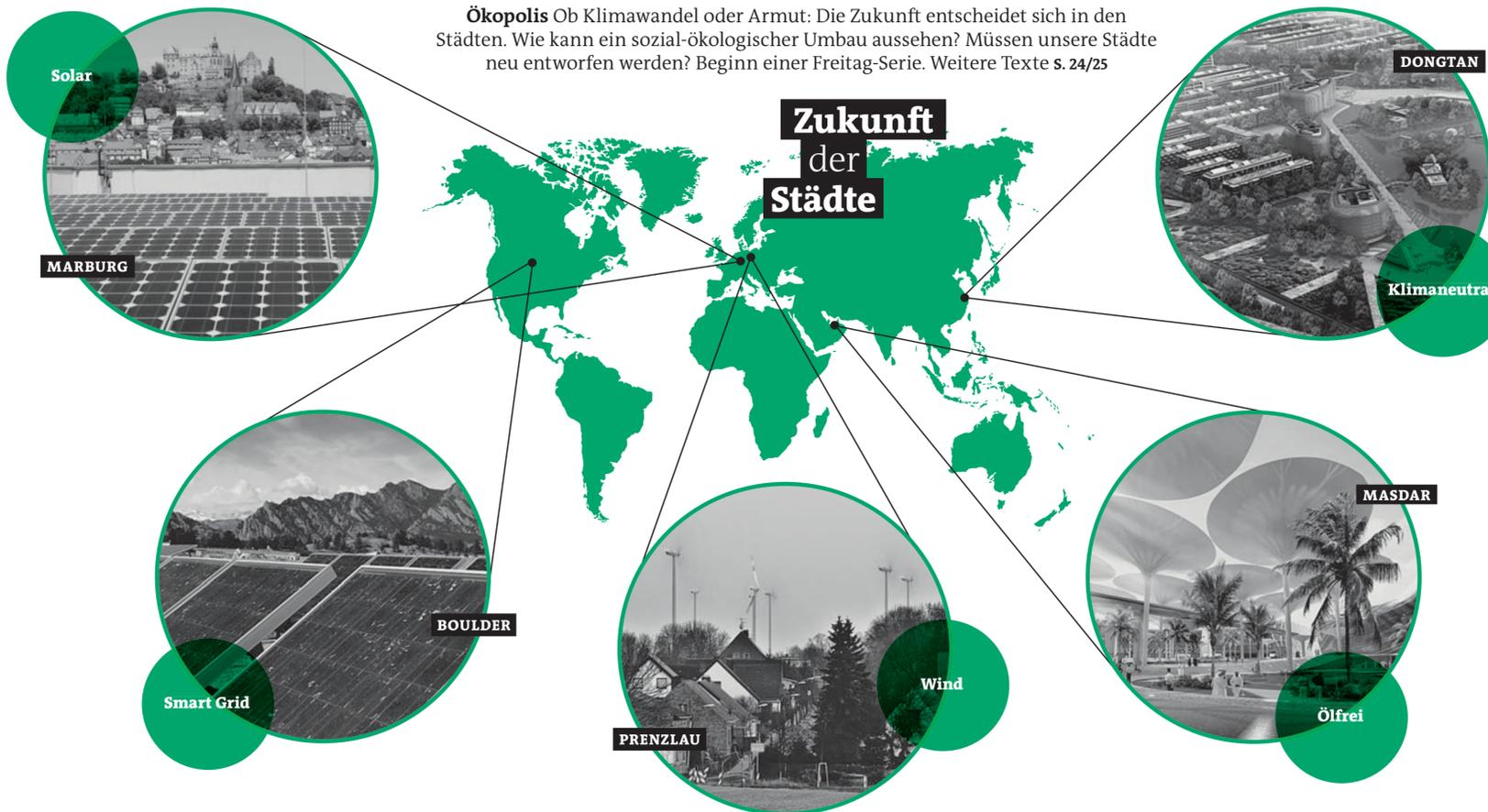
Schauen wir uns die „Szenarios“ einmal an. Ausgangspunkt ist, dass die Existenz von Städten und das Phänomen Individualisierung untrennbar zusammengehören. Im ersten Szenario müssen sie sich weit zurücknehmen: Ökologische Gerechtigkeit und knappe Finanzen zwingen allen Menschen rigide Regeln der Solidarität auf. Im dritten mangelt es an nichts, weil man gelernt hat, sich den unendlichen Reichtum der Sonnenenergie zu tunen zu machen. Da brauchen die Individualisten nicht solidarisch zu sein, sondern jeder macht, was er will, und kämpft allenfalls mit der Sinnkrise.

Die vernetzte Gesamtstadt

Das zweite Szenario vermittelt zwischen den Extremen. Hier ist die große Stadt in eine „Ansammlung von Dörfern“ zerlegt. In ihnen leben Gleichgesinnte zusammen, die sich, bei allem Individualismus, leicht auf gemeinsame Projekte einigen. So kann es das Village der Kinder und Familien, das Ökodorf mit Modellprojekten und CO2-freier Mobilität und das Kibbutz-Kollektiv „mit überdurchschnittlichem sozialen Sinn“ nebeneinander geben, hinzu mögen noch andere „Dörfer“ kommen. Da in jedem alle Stadtfunktionen realisiert sind, vom Wohnen übers Einkaufen bis zum Arbeiten ist überall für kurze Wege gesorgt.

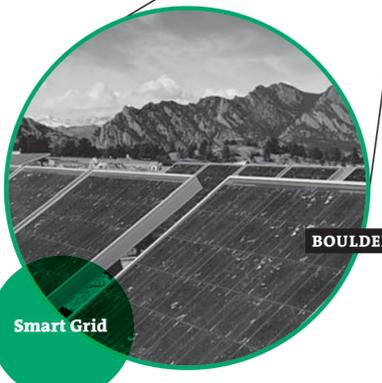
Es wäre sicher falsch, die Methode der Wahl zwischen Szenarien zu verabsolutieren. Denn auch der Modellversuch „von oben“ kann neue Wege öffnen. Er hat eine lange Tradition, man braucht nur an die Muster-Hauptstadt Brasilia zu denken. Wenn heute ökologische Stadt Herrschaftsmuster auf der Agenda stehen, wer wird sich darüber beklagen? Das System unterirdischer Kabinettstaxi, das für die Ökostadt Masdar in Abu Dhabi gebaut werden sollte, war wirklich ein interessanter Gedanke. Und auch gegen Versuche, die am Status quo ansetzen, ist gar nichts einzuwenden. Wenn der grüne Marburger Bürgermeister Franz Kahle versucht, jedes Dach per Vorschritt mit einer Solaranlage zu versehen, und die schwarz-gelbe hessische Regierungskoalition das Baurecht ändern muss, um das zu verhindern, ist das ein produktiver Konflikt. Dennoch mag dem dritten Weg, der Methode, zwischen Zukünften zu wählen, eine Schlüsselrolle zukommen. Sie wäre flexibel, effektiv und demokratisch.

Es geht nicht darum, zwischen den drei Szenarien zu wählen. Sie alle stellen eine Frage: nach dem Schicksal der Individualisierung. Man kann anders fragen. Sind auch „Dörfer“ innerhalb einer Stadt vorstellbar, die gerade nicht aus „Gleichgesinnten“ – womöglich auch finanziell gleich Ausgestatteten – bestehen, in denen man sich aber dennoch auf Gemeinsames einigt, weil man sich kennt und alles noch überschaubar ist? Dann wäre die Gefahr weniger groß, dass die „Dörfer“ in Gentrifizierung ausarten. Es könnte das Ökodorf neben dem Familien-Village geben, ohne dass in dem einen nur Ökologen, in dem andern nur Familien leben. Die Gesamtstadt wäre vernetzt und hätte dennoch ihre gut überlegten Schwerpunkte. Den Weg dahin könnte man sofort beginnen, denn die Städte haben schon ihre Bezirke. Die Bewohner könnten den Bezirks-Charakter zu spitzen oder zurücknehmen.



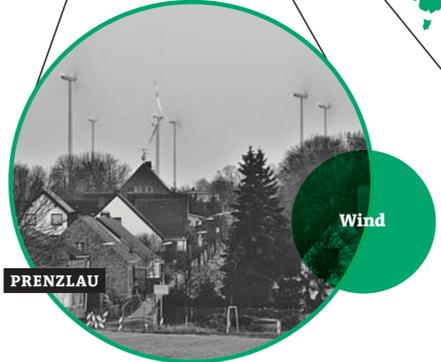
Solar

MARBURG



Smart Grid

BOULDER



Wind

PRENZLAU



Ölfrei

MASDAR



Klimaneutral

DONGTAN

Ökopolis Ob Klimawandel oder Armut: Die Zukunft entscheidet sich in den Städten. Wie kann ein sozial-ökologischer Umbau aussehen? Müssen unsere Städte neu entworfen werden? Beginn einer Freitag-Serie. Weitere Texte [s. 24/25](#)

Zukunft der Städte

Boulder Colorado Smarter Weg in grüner Landschaft

Die Stadt Boulder in Colorado ist die erste „SmartGridCity“ mit einem flächendeckenden intelligenten Stromnetz. Ganz billig ist das jedoch nicht

Majestätisch wirken die Rocky Mountains, malerisch die großen Wiesen- und Waldflächen davor. Kein Wunder, dass die Stadt Boulder am Fuße der baumbewachsenen Gebirgskette im US-Bundesstaat Colorado diese Natur bewahren will. In der Universitätsstadt mit 100.000 Einwohnern ticken die Uhren anders. In einem Volksentscheid stimmten die Einwohner 2006 freiwillig für die Einführung einer Solaranlage zu, um kommunale Umweltprogramme zu finanzieren – seinerzeit ein absolutes Novum in den USA. 2009 setzte die Stadt noch einen drauf und erhöhte die Steuer – und damit die Chance, Boulders Klimaziele zu erreichen: Bis 2012 sollen die CO2-Emissionen im Vergleich zu 1990 um sieben Prozent gemindert werden.

Das dürfte schwierig werden: Die CO2-Emissionen lagen 2008 weit über denen von 1990. Boulder setzte lange auf Freiwilligkeit und finanzielle Anreize. Das allein reichte nicht aus. 2008 begann der lokale Energieversorger Xcel Energy damit, ein intelligentes Stromnetz aufzubauen und Boulder zur weltweit ersten „SmartGridCity“ zu machen. Smart-Grid-Techniken informieren Energieversorger und Verbraucher über den jeweils aktuellen Stromverbrauch. Darüber hinaus erlauben intelligente, flexibel steuerbare Netze, die Stromtarife an Angebot und Nachfrage anzupassen.

Derzeit stammen allerdings nur 17 Prozent des Stroms aus regenerativen Energiequellen. „Bis 2020 werden wir unseren Kunden 30 Prozent erneuerbaren Strom anbieten“, sagt Xcel Energy-Sprecher Michelle Aguayo. Mittlerweile sind nahe-

zu alle 25.000 Xcel-Kunden in Boulder via Hochgeschwindigkeits-Breitbandnetz an das Smart grid angeschlossen und mit intelligenten Stromzählern ausgestattet. Die Verbraucher können auf der Internetseite von Xcel im 15-Minuten-Takt sehen, wann sie wie viel Strom wofür verbrauchen und wie viel die Kilowattstunde gerade kostet.

Die SmartGridCity hat viele Vorschusslorbeeren bekommen, könnte nun jedoch zum warnenden Beispiel werden. Die Stadt ist ins Kreuzfeuer geraten, als die Kosten geradezu explodiert sind: auf mittlerweile knapp 45 Millionen Dollar, fast dreimal mehr als ursprünglich veranschlagt. Kritiker machen dafür den Ausbau des Glasfasernetzes und vor allem die IT-Kosten verantwortlich.

„Wir wollen die Welt von Thomas Edison mit der von Bill Gates zusammenbringen.“

Raymond E. Gogel von Xcel Energy zum Smart Grid

Ungeklärt ist noch, wer die Zusatzkosten trägt: Xcel, die Stadt, die Stromkunden? Xcel beschwichtigt: „Die SmartGrid-City war von Anfang an Teil eines Forschungs- und Entwicklungsprozesses.“ Derzeit werden verschiedene Erweiterungen für das intelligente Netz getestet, zum Beispiel Szenarien, bei denen zusätzlich angezeigt wird, ob erneuerbaren Energien gerade verfügbar sind. So lassen sich dann intelligentem Netz Überkapazitäten und Engpässe erneuerbaren Stroms schneller ausgleichen.

Kristina Simons

Masdar Vereinigte Arabische Emirate Pläne, die jährlich schrumpfen

Abu Dhabi wollte 22 Milliarden Dollar in die erste klimaneutrale und müllfreie Stadt am Golf investieren. Inzwischen wurde das Projekt deutlich abgespeckt

Lautlos schwebt die Magnetbahn auf die neue Stadt zu. Kleine Häuser spenden sich gegenseitig Schatten. In den schmalen Gassen weht ein leichter Wind und die harte Wüstensonne fällt weich gefiltert durch transparente Solarzellen. Dann gleitet die Kamera im Sinkflug an großen Parabolinnenkraftwerken und Windrädern vorbei. „Normalerweise fliegen wir jetzt direkt in den Sonnenuntergang“, sagt Stararchitekt Sir Norman Foster. Hier endet die Simulation. Willkommen in der „Medina Masdar“, der ersten ölfreien Stadt in den Öl-Staaten des Mittleren Ostens.

Im Jahr 2008 verkündete Mohammed bin Zayed Al Nahyan, Kronprinz von Abu Dhabi, vor 2000 Gästen aus aller Welt, dass er langfristig 22 Milliarden Dollar in eine Stadt neuen Typs investieren wolle. Am Rande des Flughafens von Abu Dhabi gelegen, sollte die Stadt Raum für 50.000 Einwohner bieten, sich selbst mit Strom versorgen, keinen Müll verursachen und auch ihr Wasser recyceln. Der grüne Weltgeist schien in der Wüste angekommen. „Wir wollen Abu Dhabi zum Zentrum der Zukunft der Energie machen“, hieß es. Selbst Prinz Charles von England schwärmte, die Stadt sei ein Projekt, das man mit der Mondlandung vergleichen könne.

Die neue Stadt war von Anfang auch die grüne Kulisse für ehrgeizige Investitionen in die Erneuerbare-Energien-Branche. Man rechnete mit jährlichen Gewinnmargen von 20 bis 30 Prozent. Schnell realisiert wurde das 600-Millionen-Dollar-Projekt „Masdar PV“ – in Deutschland. Das Solarunternehmen im

„Gewerbepark Ichtershausen Thörey Autobahn“ bei Erfurt soll Dünnschichtzellen produzieren. Bisher liegt die Kapazität dieser Anlage bei 65 Megawatt im Jahr – angekündigt waren jedoch mindestens 210 Megawatt und eine weitere Fabrik in Abu Dhabi.

Heute, Jahre nach dem fulminanten Auftakt, hat sich die kalte Realität in dem kühnen Traum breit gemacht. Von der Medina Masdar stehen bisher nur einige Gebäude der Universität. In einem Ende 2010 verkündeten „aktualisierten Masterplan“ fehlen nicht nur die spektakulärsten Projekte, auch die Fertigstellung der Stadt wurde auf „2020 bis 2025“ verschoben.

„Man on the Moon Project“

Prinz Charles

Von den ursprünglichen Plänen zur Energieversorgung mit Wind- und Solaranlagen nahe der Stadt hat man sich verabschiedet. Nach dem Planungsupdate bleibt das Fernziel der vollständig erneuerbaren Energieversorgung zwar erhalten. Strom und Wärme sollen jetzt aber auch von weiter entfernten Wind- und Solarkraftwerken kommen. Ganz bedrückt wurde das Projekt der fahrerlosen Elektroautos von der Firma zgethere aus Utrecht.

Bei den Neubauten am Masdar-Institut wurden Wasser- und Stromverbrauch um die Hälfte gesenkt, vermieden die Planer stolz. Solche Werte erreicht aber heute jede neue Touristenanlage am Mittelmeer, denn als Vergleichsmaßstab dienen die Städte Dubai und Abu Dhabi. Die Metropolen der Vereinigten Arabischen Emirate haben den höchsten Energie- und Ressourcenverbrauch weltweit.

Marcus Franken

Prenzlau Nordost-Deutschland Liebe mit Folgen

Es war Zufall, dass sich nach der Wende die ersten Alternativ-Energie-Unternehmen rund um Prenzlau ansiedelten. Heute freut sich die Stadt über Arbeitsplätze und Steuereinnahmen

Eigentlich ist dies eine Liebesgeschichte. Marius Eriksen, ein Osnabrücker Unternehmer mit Hang zu den Erneuerbaren, wollte nach der Wende Geld „im Osten“ anlegen. Also fuhr er in die Stadt, von der er wohl am meisten gehört hatte. „Meine erste Frau ist aus Prenzlau“, sagt Marius Eriksen, Gründer der IFE Eriksen AG.

Die Gesellschaft hat es Mitte der neunziger Jahre mit Windparks zu Reichtum gebracht, als Eriksen sich entschloss, in Prenzlau 95 Wohnungen und Büros zu bauen, Windräder zu errichten und dort in eine eigene Solarfabrik zu investieren. „Andere Orte wären nicht schlechter gewesen als Prenzlau“, sagt Eriksen, Löhne und Investitionszulagen waren damals

überall im Osten vergleichbar. „Es war eine Bauchentscheidung.“

In Prenzlau, 120 Kilometer nordöstlich von Berlin gelegen, waren vor der Wende Landwirtschaft und Nahrungsmittelverarbeitung die größten Arbeitgeber. Nach der Wende brach das alles zusammen. Marius Eriksens Investitionen in die Herstellung von Solarmodulen waren der erste Baustein. Die Solarindustrie war damals noch eine ziemlich exotische Branche und die Firma Aleo begann mit weniger als hundert Mitarbeitern, die meisten davon waren Frauen. Inzwischen ist die Solarindustrie ein globales Geschäft, Aleo gehört zu Bosch und hat fast tausend Mitarbeiter.

Marburg Hessen „Öko-Stalinismus“ und „Stellplatz-Diktatur“?

In der Studentenstadt soll auf jedes Dach eine Solaranlage – per Vorschrift. Im Wahlkampf muss sich der grüne Bürgermeister Franz Kahle dem Vorwurf der „Öko-Diktatur“ stellen

Marburg ist ein beschauliches Fleckchen. Über der mittelalterlichen Stadt thront die Elisabethkirche, unten kuscheln sich hessische Fachwerkhäuschen aneinander. Die Universität bestimmt das Leben der 80.000 meist wohlsituierten Einwohner. Die Grünen sind in Marburg stark.

In dieser Gemengelage aus umweltbewusster Grundhaltung und nötigem Kleingeld griff der grüne Bürgermeister und Baudezernent Franz Kahle 2008 auf ein lang vergessenes Mittel des Umweltschutzes zurück: Ökostandards per Ordnungsrecht, Klimaschutz per Satzung. Strikte Vorgaben des Gesetzgebers gehören zu den erfolgreichsten Mitteln, die bis-

her im Umweltschutz angewandt wurden. Das klassische Beispiel dafür sind die Luftreinhaltevorschriften, die klare Vorgaben für Technik und Emissionsgrenzwerten setzen. Jürgen Pätzold, Wirtschaftswissenschaftler an der Uni Hohenheim, schätzt, dass „etwa 90 Prozent der Umweltpolitik auf dem Ordnungsrecht basiert“.

Zwar erreicht der Gesetzgeber mit strikten Vorgaben genau das, was er will. Aber es gibt eine Kehrseite: „Eine derartige Umweltpolitik, die mit Geboten und Verboten arbeitet, entspringt letztlich der polizei- und gewerberechtlichen Tradition“, schreibt Pätzold – und solche „Zwänge“ kommen oft schlecht an.

FOTOS: U. BI. UWE ZUCCHIDA, JOHN ANDREGETTY IMAGES, LANGROCK/GETTY IMAGES, PRESSE CO

Dongtan China Neue Hoffnung am Reißbrett

Millionen Chinesen drängen in die Städte und China sucht neue Konzepte. Nachdem Dongtan gescheitert ist, sollen Öko-Städte von unten wachsen – zumindest ein bisschen

Chinas Stadt der Zukunft ist Vergangenheit. Dongtan sollte eine CO2-freie Musterstadt werden im Reich der Mitte, auf dem Reißbrett komplett neu entworfen: eine autarke Stadt, die ihre eigene erneuerbare Energie erzeugt und dabei Ökologie und Ökonomie mit Wohn- und Lebensqualität eng miteinander verzahnt. Aus den Plänen wurde nichts.

Entstehen sollte die grüne Null-Emissions-Stadt Dongtan auf 84 Quadratkilometern am östlichen Rand der Jiangse-Insel Chongming. Eine Milliarde Euro wollte das benachbarte Shanghai dafür zunächst investieren. Das britische Ingenieurbüro Arup sah Dongtan noch vor Masdar als erste Ökostadt der Welt. Die Gebäude sollten maximal sechs Stockwerke hoch sein und bis zu 70 Prozent weniger Energie verbrauchen als herkömmliche Bauten. Begrünte Dächer wurden in den Plänen zu Wasserfiltern oder -speichern. Zudem sollten ausschließlich erneuerbare Energien genutzt werden: Solarzellen- und kleine Windkraftanlagen auf den Dächern, ein Windpark außerhalb der Stadt sowie Biogas, das aus einem Abfallprodukt der Reismühlen in der Region und anderem organischem Stadt Müll gewonnen werden sollte. 100 Prozent aller organischen Abfälle und 90 Prozent der sonstigen Abfälle sollten recycelt werden.

Wäre die Idee realisiert worden, hätten im letzten Jahr – am Ende der ersten Bauphase – bereits 30.000 Menschen in Dongtan gelebt, später eine halbe Million. Auf der Expo 2010 in Shanghai wollte China der Welt mit Dongtan eine andere, nachhaltige Klimaseite zeigen. Doch im Pro-

gramm tauchte das Projekt irgendwann gar nicht mehr auf. Lediglich ein paar Windturbinen zeugen noch von den ehrgeizigen Plänen. Offiziell hieß es, ein Vogelschutzgebiet auf Chongming sei gefährdet gewesen – obwohl genau deshalb eine mehrere Kilometer breite Pufferzone zwischen Naturschutzgebiet und Stadt eingeplant worden war. In Wirklichkeit dürften Finanzierungsprobleme für das Ende der Vorzeige-Ökostadt gesorgt haben und auch der Vorwurf, dass die örtlichen Gegebenheiten und die Menschen zu wenig in die Planungen einbezogen wurden.

Einen völligen Rückzug aus der ökologischen Stadtplanung kann China sich nicht leisten. Hunderte Millionen Menschen werden in den nächsten Jahrzehnten vom Land in die Stadt fliehen. Zwischen Tianjin und Peking ist nun eine neue Ökostadt

„China hat aus Dongtan gelernt“

Steffen Lehmann, Architekt

geplant. In Wanzhuang leben bislang rund 100.000 Menschen in 15 Dörfern. Anders als in Dongtan sollen sie diesmal involviert werden und auch topografische Bedingungen sollen stärker berücksichtigt werden. Umbau statt völliger Neubau heißt die Formel. 2025 sollen nahezu 400.000 Menschen in Wanzhuang leben.

Mit Lingang New City soll am Rand von Shanghai ein weiteres Ökostadt entstehen. Ein riesiger See mit zweieinhalb Kilometern Durchmesser in der Mitte der Stadt soll den erhofften 800.000 Einwohner natürliche Erholung bieten, das Klima verbessern, für die Wasserversorgung der Bewohner sorgen und den Autoverkehr an den Rand drängen.

Kristina Simons

und Windenergie ebenso wie die Vorkommen an Geothermie und Biomasse nutzen und weiter ausbauen.“ Wichtig dürften bei dieser Entscheidung vor allem die erhofften Arbeitsplätze und Steuereinnahmen gewesen sein.

Neben Aleo und Enertrag engagieren sich heute vor allem die kommunalen Stadtwerke. Seit 1994 versorgt eine Geothermieanlage über das staatlige Wärmenetz ein Drittel der 9000 Prenzlauer Haushalte mit heißem Wasser. Zuletzt hat Prenzlau sein Stromnetz wieder vom Energiekonzern Eon übernommen und beliefert mehr als 5.000 Stromkunden in der Uckermark. Mit Erdwärme, Windkraft und Solarenergie nachwachsenden Rohstoffen erzeugt die Stadt heute mehr Strom aus erneuerbaren Quellen, als sie selbst verbraucht.

Marius Eriksen hat das nicht mehr erlebt. Er starb im November 2010.

Marcus Franken

und den Marburger Linken verabschiedet, dagegen waren CDU, FDP und die Marburger Bürgerliste.

Seit dem 17. November 2010 war die Solarsatzung in Kraft. Aber: Der CDU-dominierte Hessische Landtag hat daraufhin die „Hessische Bauordnung“ geändert und so kurzerhand die Rechtsgrundlage gestrichen. Seit Anfang dieses Jahres gilt die Solarsatzung nicht mehr. Nun überlegt die Stadt Marburg, ob sie zusammen mit anderen Städten gegen die neue Bauordnung vorgehen möchte. Eine Entscheidung des Städtetags möchte man noch abwarten, aber die könnte schon in diesem Jahr fallen.

Marcus Franken

Weitere Stadtporträts gibt es in der Broschüre *Urban Futures 2050*, hg. von der Heinrich-Böll-Stiftung

Es gibt einen Euro für die Riesentüte

Mazedonien Dem Staat nördlich von Griechenland laufen die Bürger weg. Um in die EU zu gelangen, nehmen viele die bulgarische Staatsbürgerschaft an

■ Jeroen Kuiper

Er hatte Gott gebeten, nicht noch einmal zurückgeschickt zu werden. Nicht noch einmal nach Shutko Orizari, in Europas größtes Roma-Viertel am Rand von Mazedoniens Hauptstadt Skopje. Ein Rayon des Elends und des Trübsinns mit etwa 35.000 Einwohnern. Der 41-jährige Erin Kurtis wollte nie wieder dort leben müssen. Neben Müllhalden und im Schmutz. Geholfen hat es nichts. Die niederländischen Behörden lehnten seinen Asylantrag Anfang des Jahres ab. Tage später saß Kurtis im Flugzeug von Amsterdam nach Skopje. Einer von Tausenden Mazedoniern und Serben, die in den vergangenen Jahren Asyl in den Niederlanden, in Belgien, Schweden und Frankreich erbaten. Allein in Deutschland stieg die Zahl solcher Begehren von 690 (2009) auf 7.444 im Vorjahr. Buchstäblich alle Anträge wurden abgelehnt. EU-Kommissarin Cecilia Malmström fragte Ende 2010 unwillig beim serbischen wie mazedonischen Innenminister an, ob sie nicht mehr tun wollten, um den Asylantenstrom einzudämmen.

Das hat geholfen. Reisefreudige Mazedonier werden seither an der Grenze von Zöllnern nach ausreichenden Finanzmitteln für die Hin- und Rückreise befragt. „Außerdem überlegt die Regierung in Skopje, all jene, die schon einmal einen Asylantrag in einem anderen Land gestellt haben und zurückgeschickt wurden, durch einen Stempel im Reisepass zu stigmatisieren“, meint Vesna Bojadziska, Mitarbeiterin bei Nadez (Hoffnung), einer Hilfsorganisation in der Kleinstadt Shutka, die versucht, mit niederländischem Geld Heimkehr und Reintegration mazedonischer Roma zu koordinieren. Vesna nimmt es gelassen, dass die Stempelaktion so diskriminierend ausfällt. „Einerseits ist es ein Verstoß gegen die Menschenrechte. Andererseits verstehe ich, dass die Regierung die Visafreiheit gegenüber der EU nicht riskieren möchte.“ Nadez betreut derzeit 29 mazedonische Roma-Familien, die aus den Niederlanden als gescheiterte Asylbewerber wiederkamen.

Erin Kurtis ist mittlerweile bei seiner illegal gebauten Wohnung am Rande von Shutko angekommen. Er kaufte sie vor Jahren für 7.500 Euro einem Nachbarn ab, als er Italien wieder verließ, wo er in einer Mehlfabrik gearbeitet hatte. „Schau dir



Mazedonien wird noch lange brauchen, bis es einen Weg in die EU gefunden hat

doch die Umgebung an.“ Er zeigt auf das Chaos ringsherum. „Die Leute hier leben von gesammelten Plastikflaschen. So eine Riesentüte, voll mit Flaschen, bringt vielleicht einen Euro. Das ist doch kein Leben.“ Auf der anderen Straßenseite stehen große, schöne Häuser. „Die gehören den Albanern von Shutko“, meint Kurtis. „Die haben ihr Geld in der Schweiz verdient oder sind mit Drogen oder Waffenhandel reich geworden. Die Albaner hier sind aggressiv – ich will mit denen nichts zu tun haben.“

Kurtis sitzt in einem Einzimmer-Appartement neben seiner Freundin Daniela am Küchentisch. Auf der Couch schläft die sechs Monate alte Tochter Matilda. „Ich war

nicht nur in Italien und in Holland, vorher auch ein paar Jahre in Deutschland. Und ich hasse es, wieder in Shutko zu sein. Ich mag die Menschen nicht, ich habe keine Arbeit und bin abhängig von meiner Freundin, die in einem Krankenhaus arbeitet. Die Organisation Nadez wollte mir bei der Eingliederung helfen, aber die bieten mir nichts weiter als Ausbildung. Die brauche ich nicht! Ich spreche deutsch, niederländisch, italienisch. Ich möchte Taxifahrer werden. Ich möchte, dass Nadez mich beim Kauf eines Taxis unterstützt. Aber das tun die nicht.“

Vesna Bojadziska bestätigt, dass viele ihrer Klienten besonders materielle Hilfe erwarten. „Die meisten haben all ihre Sachen verkauft, um die Reise nach Deutschland oder Holland zu finanzieren. Bei der Rückkehr haben sie oft nichts mehr und wollen dann vor allem Möbel und Hausrat.“

In der Nacht ausgesetzt

In Mazedonien hält sich seit Jahren eine Arbeitslosigkeit um die 30 Prozent. Die rechtskonservative Regierung von Premier Nikola Gruevski hat deshalb das Konjunktur- und Infrastrukturprogramm Skopje 2014 aufgelegt. Rund um Makedonska, den zentralen Platz von Skopje, stehen mehrere Prunkbauten kurz vor der Vollendung, der neue Justizpalast im neoklassischen Stil, das neue Theater, das Nationalmuseum. Beschirmt wird das Ensemble von einer Säule mitten auf dem Platz, auf der Alexander der Große steht, der bekannteste Mazedonier aller Zeiten.

„Nicht gerade ein kluger Weg, um auf die Griechen zuzugehen“, meint Vesna Bojadziska. Griechenland blockiert eine mazedonische Mitgliedschaft in der EU, solange das Land darauf besteht, sich Mazedonien zu nennen. In Griechenland gibt es eine gleichnamige Provinz im Norden, und man befürchtet Gebietsansprüche. Die Regierung in Athen hat Anfang des Jahres sämtliche Zugverbindungen von Thessaloniki nach Skopje ersatzlos gestrichen. Mazedonien, die zu einem Kurzurlaub nach Nordgriechenland fahren, bekommen keinen Stempel in ihren Reisepass. Der wird von Griechenland nicht anerkannt. Stattdessen gibt es ein gesondertes Papier mit Ein- und Ausreiseseigel.

Nicht nur Roma aus Skopje oder Shutko versuchen, Mazedonien zu verlassen. Auch Kratovo, eine Kleinstadt im Osten, werde von einem Exodus erfasst, meint Rada Zafirova, die örtliche Schuldirektorin. „Unsere Romaschüler sind fast alle verschwunden, von einem auf den anderen Tag. Das ist schlimm, denn sie gehen ohne Nachweis über ihren bisherigen Schulbesuch – und den werden sie irgendwann brauchen.“

Aus ihrem Laptop klingen leise die Beatles. Zafirova sagt, sie wage es nicht mehr, in die Zukunft zu schauen. Es sei doch möglich, dass die Abwanderung ungebremst weitergehe. Sie schaue lieber zurück. „Als wir noch Teil Jugoslawiens waren, ging es uns besser. Man konnte nach Zagreb reisen, sich im Park auf eine Bank legen und am nächsten morgen waren all deine Sachen noch da. Früher hatte man mehr Respekt und Achtung vor einander. Man grüßte sich und hatte Blumen im Garten ...“ Bob Dylan hat mittlerweile die Beatles abgelöst. „I ain't lookin' to compete with you Beat or cheat or mistreat you ...“

Ein paar hundert Meter von Rada Zafirovas Schule entfernt wohnt Kenan Hasanov, ein hagerer Typ mit dunklen Locken. „Komm mit zu meinem Haus“, sagt er, „dann zeige ich dir, wie wir leben.“ Hastig verlassen wir die Terrasse des Bistros im Ortszentrum. „Ich zahle später!“, ruft Hasanov in Richtung Kellner. Es geht den Hang hoch, durch winzige, unebene Gassen, durchs Roma-Viertel von Kratovo. Hasanov bewohnt ein Haus direkt an einer durchgehenden Straße. Hoffentlich fliegt hier kein Auto aus der Kurve, denkt man. Das würde mitten im Zimmer landen.

Im winzigen Hof sitzt Hasanovs Vater wie ein treuer Wachhund und raucht eine Zigarette nach der anderen, einer von 14 Familienmitgliedern unter diesem Obdach. Darunter Schwester Monika, die gerade wie ihr Bruder Kenan nach einer misslungenen Einwanderung aus den Niederlanden zurückgekehrt ist. In wenigen Tagen erwartet die Familie auch Kenans Bruder aus Deutschland zurück. „Sieh doch, wie ich lebe!“, meint er empört. Er zeigt ein halb fertiges Zimmer. „Ich habe kein Geld, um dieses Haus irgendwann einmal zu Ende bauen zu können. Wo soll mein Bruder mit seiner Familie schlafen? Ich weiß es nicht.“

Um nach Holland zu kommen, verkaufte Hasanov den Schmuck seiner Ehefrau. Ein Serbe brachte die beiden mit seinem Bus ins niederländische Emmen. Ein Ort, kurz hinter der deutschen Grenze bei Meppen. Hasanov: „Es war mitten in der Nacht, als er uns

einfach aussetzte. Es regnete unaufhörlich. Ich bin bis zum frühen Morgen mit meiner schwangeren Frau gelaufen – bis wir in Ter Apel ankamen, wo es ein Asylantenheim gab.“ Von dort wurden die beiden ein paar Tage später nach Leeuwarden geschickt, wo Hasanovs Frau ihr Kind bekam. Er legt eine Art Geburtsurkunde auf den Tisch. „Es gibt ein Problem. Ich bin nicht als Vater eingetragen. Das wird später zu Schwierigkeiten führen, da bin ich sicher.“

Weg aus dem Dreck

Nachdem seine erste Ehe in die Brüche ging, heiratete Hasanov eine Albanerin. „Ihre Brüder wollten eigentlich nicht, dass sie einen Rom nimmt. Deswegen haben sie mich mehrmals zusammengeschlagen, zur Abschreckung. Das war auch der Grund, weshalb ich vor ein paar Jahren schon einmal nach Deutschland geflohen bin. Nachdem ich mein Auto verkauft hatte, um die Reise zu bezahlen, kam ich nach Düsseldorf und lebte wie ein Hund drei Monate auf der Straße.“

Am liebsten würde er wieder ins Ausland flüchten, weg von seiner Familie, weg aus dem halbfertigen Haus, weg aus dem Dreck, weg von der Aussichtslosigkeit. Arbeit gibt es in Kratovo nicht. Wer kann, der geht. Die Bevölkerung der Kleinstadt hat sich seit Ende der neunziger Jahre halbiert, so dass kaum mehr als 5.000 Einwohner übrig blieben. Vielleicht, sagt Hasanov, sollte er es so machen wie Oliver Bogdanski, ein Nachbar, der gleichfalls in Deutschland gearbeitet hat. „Und zwar legal, als LKW-Fahrer. Er hat die bulgarische Nationalität beantragt, wie das Hunderttausende im Osten Mazedoniens getan haben. Jeder, der beweisen kann, dass er bulgarische Wurzel hat, kann einen zweiten Pass bekommen. Damit bist du EU-Bürger und kannst fast überall arbeiten. Du kannst auch ein Auto aus Bulgarien importieren, das preiswerter ist in Mazedonien.“

Hasanov meint, es sei einfach, einen bulgarischen Pass zu bekommen. „Es gibt viele kleine Büros, die dich für ein paar Hundert Euro durch die ganze Bürokratie lotsen. Das ist zwar illegal, aber viele in Mazedonien machen es so.“ Kenan Hasanov weiß selbst, dass er sich mit dem Wunsch nach neuen Papieren unerfüllbaren Hoffnungen hingibt. „Es ist nun einmal nicht zu ändern, dass ich ein Rom bin. Roma mit einem muslimischen Namen, wie ich ihn trage, haben keine Chance auf einen bulgarischen Pass.“

Jeroen Kuiper ist niederländischer Journalist und derzeit auf Reportagerese in Südosteuropa unterwegs

ANZEIGE

Mitten in Deutschland

freitag.de
Buch der
Woche

Cem Özdemir /
Wolfgang Schuster (Hg.)
Mitten in Deutschland
Deutsch-Türkische
Erfolgsgeschichten
330 Seiten | Gebunden
€ 19,95
ISBN 978-3-451-30469-9



Etwa 2,5 Millionen türkischstämmige Menschen leben in Deutschland. Wie gut sind sie integriert? Darüber streiten die Politiker. Dieses Buch bietet eine Innenperspektive: 50 Menschen mit türkischen Wurzeln erzählen, wie sie hier aufgenommen wurden, wie sie in Deutschland aufgewachsen sind, welche Herausforderungen sie im Laufe ihres Lebens zu bestehen hatten. Sie beschreiben, wie es ihnen gelungen ist, zu einem Teil Deutschlands zu werden und Deutschland zu einem Teil von sich zu machen. 50 Jahre nach der Unterzeichnung des Gastarbeiter-Anwerbeabkommens wird zugleich das Verhältnis Deutschlands zur Türkei beleuchtet.

HERDER
Lesen ist Leben

In allen Buchhandlungen
oder unter www.herder.de



ABB.: THOMAS SILVERSTEIN/ZEICHNUNGEN AUS DEM ANTRAG AUF HAFTMILDERUNG

Und dann kommt ein neuer Tag

USA Strafvollzug durch Isolationshaft – Thomas Silverstein ist seit 28 Jahren eingesperrt in Stahl, Beton und Einsamkeit

■ Konrad Ege

Beim Justizvollzug gelten in den USA und in Westeuropa unterschiedliche Maßstäbe. Nicht nur wegen der Todesstrafe. In Deutschland werden alte und gebrechliche Häftlinge entlassen. Amerikanische Haftanstalten richten Pflege- und Hospizabteilungen ein für die ganz Alten und Kranken. In Deutschland regt man sich auf über Guantánamo. In den USA weniger. Und da, wo der 59-jährige Thomas Silverstein existiert, sieht das Lager Guantánamo gar nicht so schlecht aus.

„Ich bin seit 10.220 Tagen in Isolationshaft. Das sind 336 Monate oder 28 Jahre“, schrieb Silverstein vergangenen Februar in einem Gesuch, um seine Isolierung zu mildern. In den Akten der Gefängnisbehörde Bureau of Prisons (BOP) heißt es: „Thomas Edward Silverstein, No. 14634-116, weiß, männlich, Entlassung am 22. Februar 2095, inhaftiert im Supermax-Bundesgefängnis Florence im *Administrative Maximum*“ ADX, wie die Abteilung genannt wird, bedeutet, weggesperrt zu sein in Einzelzellen aus Beton und Stahl, 22 oder 23 und manchmal 24 Stunden am Tag in Gesellschaft eines Schwarz-Weiß-Fernsehapparats. „Ab-

gesehen von gelegentlichem Haare-Schneiden, von Leibesvisitationen und medizinischen Untersuchungen beschränkt sich mein menschlicher Kontakt seit 28 Jahren auf das Anlegen der Handschellen und auf Schließer, wenn sie mich führen“, berichtet Silverstein.

Das Essen kommt durch eine Klappe in der Stahltür. Beim „Hofgang“ geht Silverstein allein auf einen betonierte Platz, der umgeben ist von einer hohen Mauer. Ein paar Schritte hin, ein paar Schritte her. Er fürchte um seinen Verstand. „Ich kann mich an bestimmte Wörter nicht mehr erinnern... Mein Kopf ist immer in einem Nebel.“ Er habe Wahnvorstellungen. Und selbst im Traum sei er in Isolierung.

Fensterlose Kellerzelle

Silverstein, verurteilt zu dreimal lebenslänglich plus 45 Jahren, wegen dreier Morde, darunter einen an einem Gefängniswärter, ist von den Häftlingen des US Bureau of Prisons der am längsten eingesperrte Isolationssträfling. Strenge Einzelhaft gehört in den USA zum Justizvollzug. Bis auf ADX Florence, zwei Autostunden entfernt von Denver im Rocky-Mountains-Staat Colorado, werden die 30 Supermax-Haftanstalten von den Justizbe-

nen Widerstand stärker als jede andere Form der Misshandlung“, schrieb einst der republikanische Senator John McCain über zwei Jahre Isolation als Kriegsgefangener in Nordvietnam.

Silversteins Schicksal wurde im Buch *Hot House* des Washington-Post-Reporters Pete Earley behandelt, der das Hochsicherheitsgefängnis Leavenworth in Kansas beschrieb, in dem Silverstein Jahre eingesperrt war – 18 Monate davon in einer fensterlosen Kellerzelle. CNN hat sich vor kurzem mit diesem Fall befasst, auch Medien in Denver berichten gelegentlich. Und Professorin Laura Rovner sagt, sie habe sich der Sache angenommen, weil Silversteins Behandlung „so entsetzlich, so außerordentlich“ sei. Der wolle doch so wenig. Entlassung stehe gar nicht zur Debatte. Silverstein wolle nur wissen, was er tun müsse, um seine Isolation zu mildern.

Der Mann ist kein „attraktiver“ Häftling. Obwohl er inzwischen, wenn er Zeichenmaterial bekommt, ergreifende Bilder malt. Er häkelt und hat zum Buddhismus gefunden. Früher war er bei der rassistischen *Aryan Brotherhood*. 1971, damals war er 19, kam er erstmals ins Gefängnis wegen bewaffneten Raubes. Ein paar Jahre später wieder raus. 1977 wurde er erneut des Raubvollzugs soll er einen Mithäftling namens Danny Atwell erstochen haben, bekam da-

hatte angeblich zwei afro-amerikanische Gang-Mitglieder ermordet. Und der Beamte Clutts habe ihn besonders drangsaliert, behauptete Silverstein.

Nach dem Mord wurde der Täter in das Hochsicherheitsgefängnis Atlanta verlegt. Die Todesstrafe gab es damals nicht bei solchen Fällen, aber das Bureau of Prisons fand eine passende Strafe: Vollständige Isolierung, kein menschlicher Kontakt. Ein Behördenvertreter dazu: „Wir können Silverstein nicht hinrichten, also müssen wir sein Leben zu einem Leben in der Hölle machen.“

Platz für eine Matratze

Im ersten Jahr in Atlanta sei er in eine Zelle tief im Keller gesperrt worden, gerade groß genug für eine Matratze. Die Wände weiß gestrichener Stahl. Er habe den Sinn für die Wirklichkeit verloren, schrieb Silverman in seinem Antrag auf Milderung, und nach dem Aufwachen Traum und Wirklichkeit nicht unterscheiden können. Ende 1987 sei er nach Leavenworth verlegt worden, zunächst wieder in eine Kellerzelle.

Im Juli 2005 kam Silverman in das neue ADX in Florence. Dort sitzen, ebenfalls isoliert, auch der „Schuhbomber“ Richard Reid, der so genannte Unabomber Ted Kaczynski, der Ex-FBI Beamte und KGB-Spion Robert Hanssen und Dutzende Verurteilte aus der Drogen- und Terrorszene.

Juraprofessorin Rovner ist nicht unzufrieden mit dem bisherigen Verlauf des Antrags auf Haftmilderung. Der zuständige Richter Philip Brimmer habe trotz Einspruchs vom US-Justizministerium einen Verhandlungstermin anberaumt. Am 23. Januar 2012 wird sich ein Gericht in Denver nun mit der Frage befassen, ob Silversteins Isolationshaft verfassungsgemäß ist. Das Urteil hätte Auswirkungen auf die Haftbedingungen für andere Gefangene in gleicher Lage. *Amnesty International* hat im Juni auf das Schicksal von zwei Häftlingen in Louisiana aufmerksam gemacht. Mit kurzen Unterbrechungen sitzen Herman Wallace und Albert Woodfox seit fast 40 Jahren in Einzelhaft im berühmtesten Angola-Hochsicherheits-Gefängnis.

Silverstein hat seinem Antrag ein „Tagebuch“ beigelegt über sein Leben im Dezember 2010. Am 27. Dezember, einem gleichsweise lebhaften Tag, sah das so aus: 24 Uhr: Zählen / 3 Uhr: Zählen / 5 Uhr Zählen / 6:27 Uhr Essen („Chow“) / 6:48 Uhr Tablett abgeholt / 7:30 Uhr Hofgang / 9:30 Uhr Zurück vom Hofgang / 10:50 Uhr Essen, Eisausgabe / 11:53 Uhr Tablett abgeholt / 13:30 Uhr Beamter bringt etwas zum Untersuchen / 14:00 Uhr der Leutnant und ein fatter Mann im Anzug kommen vorbei / 15:00 Uhr zwei Wärter bringen Wäschesack / 16:06 Uhr Essen, Eis, Zählen / 17:06 Uhr Tablett abgeholt / 20 Uhr Zählen / 21:30 Zählen. – Silverstein hat nachgerechnet: Er habe etwa anderthalb Minuten menschlichen Kontakt gehabt mit den Wärtern an diesem Tag, Tablett-Abholen und Zählen eingeschlossen. Wie seit 28 Jahren keinen Kontakt mit anderen Häftlingen. Und dann kommt ein neuer Tag.

Konrad Ege schrieb zuletzt im Freitag über den Publizisten Seymour Hersh



Thomas Silverstein zeichnet, was von seinem Leben übrig blieb

hörden der jeweiligen Bundesstaaten gemanagt. Menschenrechtler schätzen, dass mehr als 20.000 Gefangene in Isolationshaft sitzen. Manche zum Schutz vor Mithäftlingen. Manche, weil sie als gefährlich gelten und Schließer verärgert haben.

Im amtlichen Sprachgebrauch freilich gibt es keine Isolationshaft, sondern *special housing units* – besondere Unterbringungen. Kritik daran, zumal die aus dem Ausland, verhallt in den Vorzimmer. Auch unter Obama, sagt Juraprofessorin Laura Rovner von der University of Denver, die Silversteins Antrag betreut: Sie sehe keinerlei Veränderungen beim Justizvollzug in ADX Florence. Die Staatsanwaltschaft vertritt nach wie vor die Ansicht, Silversteins Behandlung sei weder grausam noch ungewöhnlich. „Einzelhaft ist entsetzlich. Sie erdrückt deinen Geist und schwächt dei-

für lebenslänglich und wurde 1980 in das Hochsicherheitsgefängnis Marion in Illinois verlegt. 1985 hob ein Gericht das Atwell-Urteil auf, aber da war es viel zu spät.

Im Bericht der Gefängnisbehörde über den Vorfall in Marion, der Silverstein zum isoliertesten Gefangenen der USA machen sollte, ist zu lesen: „Am Vormittag des 22. Oktober 1983 tat der Beamte Merle E. Clutts Dienst in der Abteilung H. Er wurde gegen 10:30 Uhr vom Häftling Thomas Silverstein angegriffen. Obwohl Silverstein auf dem Weg zurück von der Dusche Handschellen trug, konnte er sich von dem begleitenden Beamten lösen. Silverstein rannte zu einer anderen Zelle. Ein Komplize öffnete seine Handschellen und gab ihm ein Messer.“ Dann habe Silverstein auf Clutts eingestochen. Clutts starb. Der Hintergrund: In Marion wütete ein Rassenkrieg. Silverstein

Sturmgewehr und Kuschtier

Libyen Ein Krieg schrumpft zum „Bilderkrieg“, wird verharmlost und trivialisiert

■ Rudolf Walther

Seit über drei Monaten täglich die gleichen Szenen. Wild gestikulierende junge Libyer mit umgehängten Maschinenpistolen winken – die Finger zum Victory-Zeichen spreizend – in eine Kamera oder fahren in Toyota Pick-ups mit darauf montierten Maschinengewehren in der Gegend herum. Zuweilen sieht man Aufnahmen von Menschenmengen, durch die ein Sarg getragen wird. Es sind in beiden Fällen Bilder von Aufständischen, die gezeigt werden. Damit kompiliert wird Material der NATO, die Bilder vom Start ihrer Kampfjets verbreitet oder Kriegssimulationen auf Computerschirmen anbietet, um den Abschuss von Panzern oder Bombentreffer von Gebäuden anzuzeigen. Adäquates von der Gegenseite existiert nicht, da sich dort offenbar kaum westliche Journalisten aufhalten oder medial nicht zum Zuge kommen.

Wir erleben eine Selbstheroisierung des Anti-Gaddafi-Lagers, verschränkt mit pro-

fessioneller Maßarbeit der NATO-Piloten, die einen Krieg scheinbar fast ohne Blutvergießen führen. Ferngesteuerte Kampfdrohnen, die 2010 in Afghanistan bei 124 Angriffen 1.184 Personen töteten, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* gerade berichtet, heißen im Libyen-Krieg zwar *Raubtier* und verschießen Raketen mit dem Namen *Höllengefeuer*, richten aber offenkundig keine „Hölle“ an. Die Bilderfolgen meiden den Krieg – sie beruhigen den deutschen Fernsehkonsumenten und legitimieren die NATO-Intervention, die begonnen wurde, weil – so Hillary Clinton – ein zweites *Srebrenica* in Benghazi drohte.

Ganz anders in Frankreich, wo Präsident Sarkozy eine Mehrheit hinter sich hat, die den Krieg befürwortet, und die Medien offener Kriegspropaganda verfallen. In der seriösen *Le Monde* läuft eine Reportage unter dem Titel: *Frauen in Benghazi verlangen Waffen für den Aufstand*, dazu ein starkes Foto. Es zeigt zwei junge Frauen, fast noch Mädchen, die lächelnd ein Sturmgewehr in die Kamera halten und es mit

ihren kleinen Händen zärtlich streicheln wie ein Kuschtier. Zur Vollendung des gemeingefährlichen Polit-Kitschs fehlt nur noch der Fernsehphilosoph Bernard-Henri Lévy, der den beiden Mädchen väterlich die Hände auf die Schulter legte und den Satz wiederholt, mit dem er im Text zitiert wird: „Das ist die philosophische Lektion!“

Seit 100 Tagen

In der heutigen Kriegsberichterstattung findet sich Zensur zusehends von einem Trend zur „Desinformation durch Überthematization“ flankiert, wie der Flensburger Historiker Gerhard Paul schreibt. So ließ das Pentagon für den Irak-Krieg 2003 ein „Bild-Management“ (perception management) entwerfen, da man sich wegen konkurrierender Medien wie des arabischen Senders *al-Jazeera* auf eine neue Lage einstellen musste. Dabei bewirkte der Bedeutungszuwachs von Kriegsbildern bei vielen Kommentatoren und Wissenschaft-

lern einen fatalen Denkfehler. Sie erfanden das Wort „Bilderkrieg“, das völlig in die Irre führt. Denn hinter dem Propaganda-Krieg um Bilder und mit Bildern tobt ungerührt ein Krieg der Waffen und realen Opfer. Die These, „der postmoderne Krieg“ sei im Unterschied zum herkömmlichen „vor allem ein Anschlag auf die Wahrnehmung“, so Gerhard Paul, oder: „der Kampf mit Waffen“ werde durch „den Kampf mit Bildern konterkariert“, wie der Politikwissenschaftler Herfried Münkler noch zuspitzt, stammt aus der Perspektive von Fernsehzuschauern, die ans postmoderne Gerede vom „virtuellen Krieg“ der französischen Philosophen Paul Virilio und Jean Baudrillard glauben.

Zivilisten und Soldaten dagegen ist der Unterschied zwischen dem, was Bilder und dem, was Waffen bewirken können, so klar wie der Unterschied zwischen Leben und Tod. An der Kriegsrealität ändern instrumentalisierte Bilder absolut nichts. Neu ist freilich, wie sich das Verhältnis von Kriegs- und Medienrealität verschiebt. Je unsicht-

barer Soldaten wie zivile Opfer werden, desto mehr drängen Politiker auf die Bühne. Man denke an großformatige Fernsehauftritte von Ex-Verteidigungsminister zu Guttenberg als Warlord im Kampfanzug und mit Stahlhelm in Afghanistan.

Bilder können einen Krieg durch die – Kriegsoffer verhöhnende – Genrebildchen trivialisieren, aber sie machen aus ihm keinen „Bilderkrieg“. Das Wort ist so leer wie die nach 9/11 gern kolportierte Phrase vom *asymmetrischen Krieg*. Asymmetrien gehören zu jeder Konfrontation und existieren seit genau 100 Tagen im Libyen-Konflikt gleich in dreifacher Ausführung: zwischen Gaddafis Truppen und der NATO, zwischen den Aufständischen und Gaddafis Restarmee sowie zwischen der NATO und den Aufständischen, die es offenbar nicht schaffen, die westliche Allianz als „ihre“ Luftwaffe zu instrumentalisieren.

Rudolf Walther schreibt für den Freitag in der Regel über Frankreich und die Schweiz

Zwischen den Knien die Maschinenpistole

Chile Mord oder Selbstmord? Der Leichnam des 1973 gestürzten Salvador Allende wurde exhumiert, um endgültig zu klären: Wie starb der damalige Präsident tatsächlich?

■ Waltraud Hagen

Vielleicht wird man nie erfahren, wie es wirklich war. Zeugenaussagen widersprechen sich fast immer, nicht nur in Kriminalromanen. Und aus den unterschiedlichen Wahrnehmungen lässt sich selbst im unmittelbaren Anschluss an eine Tat nur mühsam das treffende Bild zusammensetzen. Wie erst, wenn das nach fast vier Jahrzehnten versucht wird?

Am 23. Mai 2011 frühmorgens begeben sich sieben chilenische und fünf internationale Forensiker zum Zentralfriedhof in Santiago. Um 7:30 Uhr beginnt die Exhumierung der Reste Salvador Allendes. Unter den Ausländern ist der Spanier Francisco Etxebarria. Für ihn, der seit sechs Jahren an der Identifizierung von Opfern der chilenischen Militärjunta teilnimmt – er hat 2009 die sterblichen Überreste des chilenischen Sängers Victor Jara untersucht –, ist der Fall Allende ein „besonderer“, denn: „Salvador Allende war der legitime Präsident eines Landes, in dem sich ein Staatsstreich und eine brutale Militärdiktatur ereigneten.“ Die Anordnung zur Exhumierung erging durch das Berufungsgericht von Santiago – federführender Richter ist Mario Carroza.

Dieser Präsident, der im Herbst 1970 als Kandidat der Linksalianz *Unidad Popular* in Chile die Wahlen gewonnen hatte, starb während des Putsches chilenischer Militärs am 11. September 1973. An jenem Tag wurde der Regierungspalast Moneda von der Ar-



Die Familiengruft der Allendes am 23. Mai 2011

mee umstellt, beschossen und aus der Luft bombardiert. An Allende erging die Forderung, sich zu ergeben. Der lehnte das Ultimatum ab und versuchte, sich mit wenigen Anhängern im Palast zu verteidigen. „Ich werde nicht zurücktreten! In eine historische Übergangssituation gestellt, bezahle ich die Loyalität des Volkes mit meinem Leben...“, sagte er in den Morgenstunden dieses 11. September über den letzten freien Rundfunksender *Radio Magellanes*. Worte, die lange Zeit die These von der Ermordung stützten.

Mission erfüllt

Zwei seiner Ärzte traten hingegen stets als Fast-Zeugen eines Selbstmords in Erscheinung. Der eine, Oscar Soto, berief sich später auf die Schilderung eines der Leibwächter Allendes. Der andere, Patricio Guijón, berichtete, es nahezu miterlebt zu haben. Allende habe sich, nachdem er allen Mitarbeitern befohlen hatte, sich zu ergeben, in einen Salon zurückgezogen. Er, Guijón, sei

noch einmal zurückgelaufen und habe dabei den toten Präsidenten gesehen, die Gehirnmasse überall verspritzt, zwischen den Knien das Maschinengewehr, das der Chile einst von Fidel Castro geschenkt bekommen hatte.

2008 wiederum stieß der Gerichtsmediziner Luis Ravanal auf einen forensischen Bericht, nach welchem es mindestens zwei verschiedene Kugeln gegeben haben muss. „Das Austrittsloch“, besagt seine Analyse, „stimmt nicht mit der Kugel aus einer Kriegswaffe überein“. Das wiederum nährte die dritte Variante, der Präsident habe sich nur verletzt und dann von einem seiner Leute den Gnadenschuss erhalten.

Inzwischen hat Esteban Bucat Oviedo, Direktor des Studienzentrums für Demokratie und Bürgerverteidigung, ein neues Dokument veröffentlicht, in dem es heißt, Offiziere der Infanterieschule seien für den Mord verantwortlich gewesen. Danach soll ein Hauptmann Garrido Allende erschossen haben: „Eine Kugel drang auf der rechten Gesichtseite ein, nahe der Nase, unter

dem Auge. Andere gingen in die Brust und den Magen (...) Der Präsident fällt (...), der Leutnant René Riveros nähert sich dem Körper und gibt ihm den Rest“. Außerdem zitiert Bucat den verantwortlichen General Palacios mit folgenden Worten: „Als ich näher trat, um ihn zu identifizieren, trug er einen Helm und eine Gasmaske...“ Der General, der in jenem Moment auch auf den Arzt Guijón gestoßen war, meldete danach nur lakonisch an Pinochet: „Mission erfüllt. Moneda eingenommen. Präsident tot.“

Wie oft man auch die Varianten durchgeht, Zweifel bleiben bei jeder. Genährt etwa durch die Hast der Militärs, die Leiche per Hubschrauber in das 130 Kilometer von Santiago entfernte Viña del Mar zu bringen und sie dort, ohne dass irgendjemand – nicht einmal die Ehefrau – sie sehen darf, überstürzt zu beerdigen. Oder durch die seltsame Erklärung Guijóns, dass er – immerhin in einem Augenblick nicht nur größter Gefahr, sondern tragischster Ereignisse – zurückgelaufen sei, um für seine Kinder eine Gasmaske als Souvenir zu holen und dabei den toten Präsidenten gesehen habe. Oder durch die Frage, wie sich jemand Kopf und Gehirn wegschießen kann, der danach noch Helm und Gasmaske trägt? Richter Carroza hat inzwischen zumindest bestätigen können, dass es sich bei den exhumierten Resten wirklich um Allende handelt. Auch, dass alle Knochenreste komplett seien. Das ist zu betonen, denn der Leichnam war 1990 schon einmal ausgegraben und nach Santiago überführt worden, seinerzeit eine der ersten Amtshandlungen der demokratischen Regierung nach der Diktatur. Zu einer gerichtlichen Untersuchung der wirklichen Todesursache konnte sich seither aber keine Exekutive durchringen. Genauso wenig wie zu einer nicht von Vorurteilen getriebenen Aufarbeitung jener drei Jahre Allende-Regierung.

In Santiago gibt es zwar inzwischen ein Allende-Denkmal vor der Moneda, neu ist auch ein Museum der Erinnerung, aber

eine öffentliche Debatte über den vom Sozialisten Allende eingeleiteten sozialen Umbruch hat nie stattgefunden. Entsprechend sind Reaktionen der Bevölkerung auf die Exhumierung: „Jetzt bezahlen wir dafür, die historische Neugier des Herrn Carroza zu befriedigen“, heißt es bei Bloggern. Oder: „Der Alte ist tot. Jetzt lohnt es sich nicht mehr, Verantwortliche zu suchen“. Oder: „Er hinterließ ein Land in Ruinen.“

Verschmähtes Vermächtnis

Dass Allende per Votum an den Wahlen einen demokratischen Sozialismus anstrebte und die verfassungsmäßigen bürgerlichen Freiheiten für jedermann garantierte, ist für viele Chilenen heute kein Thema. Ebenso wenig, dass ihm das chilenische Bürgertum und die USA – allen voran der damalige Sicherheitsberater Henry Kissinger – in den Arm fielen; nicht nur um „die Wirtschaft zum Knirschen zu bringen“, sondern um ihn zu stürzen.

Dem Richter Mario Carroza liegen derzeit 726 Klagen wegen Menschenrechtsverletzungen während der Diktatur (1973–1990) vor – der Fall des Salvador Allende gehört dazu. Dieser bürgerliche Arzt mit sozialem Gewissen – klug, gebildet, selbstsicher – war ein entschlossener, sehr bewusster Sisyphus, der viermal – 1952, 1958, 1964 und 1979 – um das Präsidentenamt kämpfte und dabei eine Vorstellung von Demokratie und Freiheit für alle Schichten vertrat, die den Begriff Sozialismus hätte revolutionieren können. Vielleicht wird in Chile endlich eine Debatte darüber möglich, wenn alle Spekulationen über die Todesursache ausgeräumt sind und die juristische Wahrheit schließlich die historische erlaubt. Zunächst einmal aber sind die Gutachten abzuwarten.

Waltraud Hagen hat zuletzt für den Freitag über Kuba berichtet

ANZEIGE

Volkswagen Sachsen



Volkswagen Automobile Chemnitz

8.7.-21.8. Chemnitz
www.filmnaechte.de

filmnächte

AUF DEM THEATERPLATZ



STADTPARTNER

CHEMNITZ
STADT DER
MODERNE

Filmnächte am Elbufer 24.6.-22.8. Dresden

ÜBERNACHTEN SIE IN UNSEREN PARTNERHOTELS!
CHEMNITZ: GÜNNIEWIG HOTEL CHEMNITZER HOF (WWW.GUENNEWIG.DE)
DRESDEN: HILTON DRESDEN (WWW.HILTON.DE)



Demokratie im Schweinsgalopp

Bundestag Kaum ein Abgeordneter durchschaut noch, was er beschließt – ein besonders krasses Beispiel ist der Atomausstieg

■ Marco Bülow

Die Sommerpause naht. Vorher will die Kanzlerin Angela Merkel das unleidige Atomthema endlich aus den Schlagzeilen bekommen. Ganze Gesetzespakete zur Energiepolitik werden in einem solchen Eiltempo durch Bundestag und Bundesrat gepeitscht, dass selbst Fachleute überfordert sind. Trotz Hetze und inhaltlicher Bedenken wird der große „Konsens“ in der Atompolitik gefeiert. Bei aller Freude darf aber nicht übersehen werden, wie undemokratisch wichtige Themen mittlerweile am Parlament vorbei entschieden werden.

Im Frühjahr 2000 einigte sich Kanzler Schröder mit den deutschen Energiekonzernen, der Atomausstieg schien besiegelt. Eine Zäsur, die aber nur mit Zugeständnissen erreicht wurde. Jedes AKW durfte, von seiner Inbetriebnahme an gerechnet, 32 Jahre lang Strom unter Vollast produzieren. Bei vorübergehender Stilllegung sollte die Produktion nachgeholt werden können, was die Laufzeit verlängerte. Die Einigung befriedete den gesellschaftlichen Konflikt. Und sie ermöglichte es den erneuerbaren Energien, sich zu etablieren.

Im Herbst 2010 beschloss die neue Bundestagsmehrheit von CDU/CSU und FDP eine Kehrtwende in der Atompolitik. Die sonst eher sachlich unterkühlte Kanzlerin Angela Merkel sprach von einer „Energierevolution für die Energieversorgung, die bis 2050 trägt“. Häme und Spott gab es für die Atomgegner. Umweltminister Norbert Röttgen nannte seine Amtsvorgänger Sigmar Gabriel und Jürgen Trittin „Verantwortungsverweigerer“ und „energiepolitische Blindgänger“. Der angeblich „große Wurf“ verlängerte aber vor allem die AKW-Laufzeiten. Champagnerstimmung bei den Atomkonzernen, ihre Lobbyarbeit war erfolgreich. Der oberste Atomlobbyist Gerald Hennenhöfer, der von Röttgen direkt nach der Wahl ins Umweltministerium geholt wurde, um ausgerechnet als Abteilungsleiter für Reaktorsicherheit den Deal mit seinen bisherigen Kollegen auszuhandeln, konnte sein Siegerlächeln kaum vom Gesicht bekommen. Die neue Regierung feierte mit.

Im Frühjahr 2011, kein halbes Jahr nach der Laufzeitverlängerung, verordnete die Kanzlerin ein Atom-Moratorium und ließ sieben AKW vorübergehend stilllegen. Die Regierung bereitete damit die Wende von der Wende in der Atompolitik vor. Die Katastrophe von Fukushima wurde zum GAU für ihre bisherige Energiepolitik. Ohne jegliches Eingeständnis von Fehlern wurde Anfang Juni die neue Atompolitik verkündet. Die sieben AKW bleiben stillgelegt, 2022 soll dann auch für die letzten Anlagen definitiv Schluss sein. Vielen Politikern von Union und FDP ging dies viel zu schnell. Einwände wurden von der Regierung allerdings nicht akzeptiert. Die Taktik gab den Takt vor. Nach den Pleiten bei den Landtagswahlen wusste jeder, dass ein weiterer Schwenk den letzten Kredit verspielen würde.

Ein schlechter Witz

Auch der Opposition fiel es schwer, ihre Position zu finden. Einerseits gab es die Chance, den Ausstieg doch noch zu besiegeln. Andererseits hätte es schneller gehen können, und es fehlte die Unumkehrbarkeit der Beschlüsse. Zudem befürchtete man, dass die Vorlage Klagen der Betreiber nicht standhält und damit milliardenschwere Schadensersatzforderungen drohen. Ein Dilemma. Am Ende entscheiden auch dort nicht die inhaltlichen Argumente, sondern die Angst, den Wählern ein Nein nicht erklären zu können. Ergebnis: Das politische Restrisiko wird in Kauf genommen. Eine große Mehrheit im Parlament wird mit unterschiedlich starken Bauchschmerzen der Regierungsvorlage zustimmen.

Der dreifache Atomdeal zeigt, wie Politik funktioniert und wie wenig das Parlament bei der Entscheidungsfindung eine Rolle spielt. Meist geben einige wenige Führungspolitiker in Absprache mit mächtigen Lobbyisten die Richtung vor, die dann von der Regierungsmehrheit im Parlament abgenickt wird. Sollte es mal anders laufen, heißt dies noch lange nicht, dass dann die Stunde des Parlaments schlägt. Vor allem die schnelle Abfolge von umfangreichen Gesetzesvorlagen und Zeitdruck überfordern die Abgeordneten. Die politische Mitgestaltung wird immer schwieriger. Der eigentliche Anspruch, dass der Bundestag „die zentrale Rolle im politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozess“

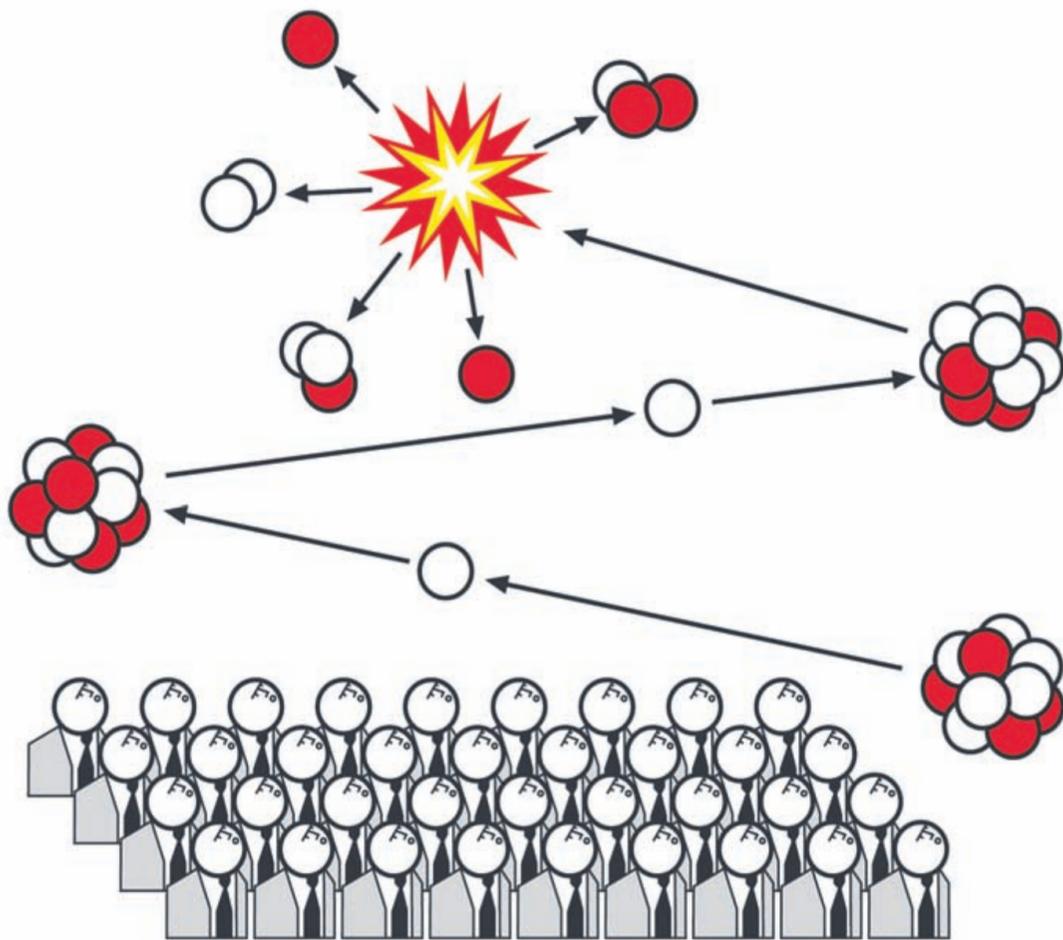


ILLUSTRATION: OTTO FÜR DER FREITAG

Wann gestehen wir uns ein, dass wir zunehmend überfordert sind?

einnehmen sollte, hört sich schon fast wie ein schlechter Witz an.

Im Eilverfahren hat die Kanzlerin nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima zwei unlegitimierte Kommissionen eingesetzt. Völlig abgekoppelt vom Parlament legten sie innerhalb weniger Wochen ihre Berichte und Empfehlungen vor. Noch schneller sollte dann alles im Parlament über die Bühne gehen.

Am Montag, dem 6. Juni beschließt das Kabinett die Vorlage zu 14 Einzelgesetzen, die zu einem Gesamtpaket geschnürt werden. Mit den Anträgen der Opposition kommt es ohne die Last-Minute-Änderungsanträge zu mindestens 29 Abstimmungen. Damit liegen über 1.000 Seiten Gesetzesentwürfe und Stellungnahmen der Sachverständigen vor. Dazu mindestens genauso viele Seiten Hintergrundpapiere, Empfehlungen und Beurteilungen von Verbänden, Instituten und Interessensvertretern. Schon am gleichen Tag treffen die Regierungsfractionen ihre Vorentscheidung. Der FDP-Abgeordnete Sebastian Körber twittert: „Habe gerade über 350 Seiten Papiere auf dem Schreibtisch zur Energiewende und dafür 1,5 Stunden Zeit bis zur Fraktionsitzung.“

Am Mittwoch bekommen die Fachpolitiker in den Bundestagsausschüssen vom Leiter der Ethikkommission, Klaus Töpfer, in knappen 30 Minuten die Ergebnisse der Arbeit präsentiert. Kaum Zeit für wenige Fragen. Ich frage Töpfer, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, das Parlament frühzeitig stärker einzubeziehen. Er weicht geschickt aus, indem er vorschlägt, dass in Zukunft das Parlament den Prozess durch einen Beauftragten für die Energiewende stärker begleiten sollte. Nach Töpfer findet eine kurze Ausschusssitzung statt, dicht gefolgt von zwei Anhörungen zum Atom- und zum Erneuerbare-Energien-Gesetz. Zwölf Stunden lang hämmern Argumente und Gegenargumente auf uns ein. Nach spätestens acht Stunden ist meine Konzentration am Ende. Die Anhörungen verkommen zu reinen Showveranstaltungen, weil die Zeit fehlt, daraus resultierende Erkenntnisse noch zu bewerten. Egal was an diesem Tag geraten oder gesagt wird, die Regierungsfractionen werden die Vorlagen deshalb nicht mal in einem Halbsatz verändern.

Am Donnerstag dann erreichen die Gesetze das Plenum. Sie gelten nun als eingebracht, und die „erste Lesung“ ist verbunden mit dem verbalen Schlagabtausch der Fraktionen zur Kernzeit um neun Uhr. Redeten und diskutierten zu diesem Thema bisher meist die Fachpolitiker, kommen jetzt, aufgrund des immensen medialen Interesses, fast nur die Alphatiere der Fraktionen zum Zuge. Nach dieser überfüllten Woche gibt es eine kurze Atem-

pause, bevor eine Sitzungswoche später – an diesem Donnerstag – die Entscheidung fällt. Intern wird in den Oppositionsparteien noch einmal debattiert, aber viel Einfluss haben sie sowieso nicht. Die Abgeordneten der Regierungsfractionen würden auch gerne diskutieren, aber sie dürfen es nicht. Dass sie sich das gefallen lassen, ist keine Disziplin, sondern ist dem reinen Fraktionszwang geschuldet.

Abgeordnete im Grenzbereich

Das alles ist kein Einzelfall. Immer häufiger werden wir Abgeordnete mit weitreichenden Entscheidungen konfrontiert, die wir selbst mit bestem Willen in so kurzen Zeiträumen nicht durchblicken können. Die Bankenrettung, diverse Rettungsschirme, bei denen es um Geldsummen ging, die keiner von uns erfassen kann, wurden ebenfalls im Schweinsgalopp beschlossen. Auch die Fachexperten der eigenen Fraktion, auf die man sich häufig verlässt, sind ab einem bestimmten Punkt überfordert. Natürlich gibt es Entscheidungen, die kaum längere Diskussionen dulden. Das Energiepaket gehört aber sicher nicht dazu.

Schon der Alltag führt viele Abgeordnete und ihre Büros an ihre Grenzen. Im Zeitalter von E-Mail und sozialen Netzwerken wie Facebook und Twitter nehmen Kontaktaufnahmen und Anfragen stetig zu. Das ist begrüßenswert, führt aber zusammen mit der sonstigen Post zu etwa 200 Anfragen wöchentlich. Dazu kommen dann die wachsenden Papierstapel, die zwangsläufig immer häufiger auch von den Fachpolitikern ungelesen oder überflogen im Altpapier landen.

Wann gestehen wir uns endlich ein, dass wir an Einfluss verlieren und dass wir zunehmend überfordert sind? Nur nach der Einsicht wird es eine Offenheit zum konkreten Handeln geben. Immerhin ist das Thema in den Medien angekommen. Das ZDF brachte im Juni in der Sendung *Berlin direkt* einen Beitrag mit dem Titel „Die große Hast.“ Fazit des Journalisten: „Es ist das Parlament selbst, das sich hier entmachtet.“ Wie recht er hat. Der Journalist Thomas Hanke verlangte im *Handelsblatt* deshalb ganz folgerichtig: „Steht auf, wenn ihr freie Abgeordnete seid.“ Damit sollten wir endlich beginnen. Allerdings dürfen wir uns dafür nicht wirklich viel Zeit lassen.

Marco Bülow (40) ist SPD-Bundestagsabgeordneter, Mitglied im Umweltausschuss und stellvertretender energiepolitischer Sprecher der Fraktion. Er hat am Donnerstag gegen die Gesetze zum Atomausstieg gestimmt. Marco Bülow bloggt auf freitag.de

Community Blog

mcmac über den Stresstest bei S21

Der so genannte Stresstest für den geplanten Tiefbahnhof „Stuttgart 21“ wird, entgegen der Abmachung der Geißler-Schlichtung vom vergangenen Jahr, von der Bahn allein und somit ohne die eigentlich verabredete Beteiligung des Stuttgarter Bürgerbündnisses durchgeführt. Das hat die Bahn letztlich einfach mal so entschieden. Das ist nicht nur Ignoranz gegenüber den Stuttgarter Bürgern, sondern auch die berühmte „Die-Schnecken-passen-auf-den-Salat-auf“-Situation.

Weiterhin werden die Ergebnisse des Tests allein vom Schweizer Gutachterbüro sma untersucht und beurteilt werden: Großkunde der sma ist seit Jahren die DB-AG. Das Ergebnis des Tests soll am 14. Juli der Öffentlichkeit präsentiert werden. Am 15. Juli, am Tag danach also, ist die Deadline für die europaweit in der Ausschreibung befindlichen Großaufträge der DB-AG für Tunnelbau u. Ä., welche die Bahn, namentlich Grube, wild entschlossen ist, an diesem Tag auch zu vergeben. Andernfalls, so die Bahn, träten nicht hinnehmbare Bauverzögerungen und damit verbundene Kostensteigerungen auf.

Das bedeutet, dass dem Stuttgarter Bürgerbündnis für die seriöse Prüfung und etwaige, begründete, schlüssige Einwände zum Testergebnis bestenfalls einige Stunden Zeit verbleiben. Und dies angesichts eines Tests, für den die Bahn sich selbst über ein halbes Jahr Zeit gönnte. Selbstredend stresste und testete die Bahn mitnichten über volle 7 Monate ihre Computersimulation, sondern ließ die Sache ruhig angehen.

Die Relativität der Zahlen

Besonders hinsichtlich der Landtagswahl am 27. März: Ein anderes Wahlergebnis hätte den Test möglicherweise nicht mehr in sorgfältigster Ausführung nötig werden lassen. Oder, anders herum: Ein früher vorliegendes und somit eingehend nachprüfbares Testergebnis hätte den faulen Zauber vor der Wahl ans Licht gebracht und wiederum auf diese Weise den Ausgang der Landtagswahl „negativ beeinflusst“. So viel zum entstandenen „Zeitdruck“, unter dem die Bahn und ihre Vorstände zwecks Auftragsvergabe nun angeblich stehen.

Der so genannte Stresstest für S21 soll unter anderem eine um 30 Prozent höhere Leistungsfähigkeit gegenüber dem bestehenden Kopfbahnhof erweisen. Und zwar bei guter Betriebsqualität und bezüglich Spitzenzeiten. Laut aktuellem Fahrplan leistet der vorhandene Kopfbahnhof derzeit 37 Züge bei guter Qualität in der Spitzenstunde. Tatsächlich ist er jedoch in der Lage, bis zu 54 Züge in der Stunde bei guter Qualität zu bewältigen. S21 nun muss lediglich nachweisen, dass er 30 Prozent mehr Züge pro Stunde schafft, als der derzeitige Fahrplan ausweist – 49 Züge.

Zöge man seriöser- und ehrlicher-weise das tatsächliche Potenzial des bestehenden Kopfbahnhofes heran, müsste S21 jedoch sogar 70(!) Züge in der Stunde leisten, um den Test zu bestehen. Jedoch sind selbst die flauen 49 Züge für das offiziell 4,1 Mrd. Euro teure Projekt S21 in annehmbarer Qualität kaum zu schaffen. Natürlich wird die Bahn am 14. Juli einen bestanden und über alle Zweifel erhabenen Stresstest präsentieren. Dass das vorgestellte Testergebnis allerdings nicht mehr als einer einer Ideologie entwichenen Blase gleicht, wird sich in der Praxis erweisen.

mcmac bloggt seit über zwei Jahren auf freitag.de

» freitag.de/community

Die Woche vom 22. bis 29. Juni 2011


Papstbesuch
Kritik und Verblendung

Im Herbst kommt der Papst nach Deutschland, der letzte absolute Monarch Europas will dann auch im Bundestag sprechen. Kritik daran wird nur zögerlich laut, wer die Reaktionen auf einen Brief des SPD-Abgeordneten Schwanzitz an seine Fraktion vernommen hat, ahnt warum. Der Sozialdemokrat hatte darin erklärt, warum er der Parlamentsrede von Benedikt XVI. lieber fernbleiben werde – sie sei mit dem Grundsatz der religiösen Neutralität des Staates nicht vereinbar. Schwanzitz sei verblendet, geiferte die CDU, in der SPD nannte man den Brief „unglücklich“ und Schwanzitz „nicht so wichtig“. Diese Art von Umgang mit denen, die nicht alles glauben wollen, wird dem Papst sicher gefallen. **TS**


Kambodscha
Tribunal unter Anklage

Am Internationalen Gerichtshof (ECCC) in Phnom Penh beginnt der zweite und wohl auch letzte Prozess (Fall 002). Vor den Richtern stehen vier Galionsfiguren des Pol-Pot-Regimes, dem zwischen 1975 und 1979 1,7 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Nach diesem Verfahren soll es nach dem Willen der Untersuchungsrichter Siegfried Blunk (Deutschland) und You Bunleng (Kambodscha) keinen Fall 003 geben, der mutmaßlich Militärs des Regimes gegolten hätte. Mehrere NGOs werfen den beiden Juristen wie auch dem Tribunal vor, sich damit dem Druck der kambodschanischen Regierung gebeugt zu haben. Die befürchtet einen Bürgerkrieg, sollte es weitere Anklagen geben. **LH**


Stasi-Vergangenheit
Mutiertes Maß

Wenn über Versäumnisse im Umgang mit der Stasi-Vergangenheit gestritten wird, geraten Debatten schnell zu aufgeladenen Konflikten – so wie dieser Tage in Brandenburg. Dort befasst sich eine Kommission mit der Aufarbeitung der Geschichte in der „kleinen DDR“ – und mancher spricht nun von Abrechnung. Diesmal kommt Kritik vor allem aus der SPD und nimmt einen Ex-Ministerpräsidenten in Schutz: Manfred Stolpe. Der frühere Kirchenjurist soll enger mit der Stasi kooperiert haben, als es eine Kommission 1991 feststellte. Matthias Platzeck mahnt nun, DDR-Biografien „nach menschlichem Maß“ zu bewerten. Genug, um in den Augen der CDU zum „Anwalt der Stasi zu mutieren“. **TS**


Studie
Vom Attaché ausgebeutet

Der Diplomat aus Saudi-Arabien hatte ihr 750 Euro im Monat versprochen, für einen Acht-Stunden-Tag bei freier Kost und Logis. Doch für die indonesische Hausangestellte wurde es ein Martyrium der Ausbeutung: Misshandelt, gedemütigt, isoliert floh die Frau nach 19 Monaten aus der Sklaverei. Eine Klage wegen ausstehenden Lohnes und Schmerzensgelds wies das Arbeitsgericht Berlin ab – wegen der Immunität des Diplomaten. Kein Einzelfall, sagt das Deutsche Institut für Menschenrechte, das über die Ausbeutung in europäischen Diplomatenhaushalten eine Studie veröffentlicht hat und nun bessere Möglichkeiten fordert, die Rechtsverletzungen der Auslandsvertreter zu ahnden. **TS**


Sudan
Vor der Scheidung

Kurz vor der Unabhängigkeit des Südsudan müssen die Uhren angehalten werden. Die Scheidung zwischen Nord und Süd soll zwar bis zum 9. Juli besiegelt und der neue Staat in der Kapitale Juba ausgerufen sein, aber noch wird über offene Fragen fieberhaft verhandelt: Wie werden die Öleinnahmen aufgeteilt? Wer übernimmt welchen Part an den Staatsschulden von 40 Milliarden Dollar? Billigen sich Khartum und Juba uneingeschränkt Niederlassungsrechte für Unternehmen zu? Welchen Grenzverlauf gibt es in der Region Abyei? Nicht alles muss bis zum 9. Juli geregelt sein – die Ölfrage schon. Der Südsudan braucht für seine Förderung die Pipelines im Norden und den Ölhafen Port Sudan. **LH**

1942 Wie Hammerschläge

Zeitgeschichte Es gab auch Deutsche, die einst so viel Mut besaßen und so viel Verantwortung für ihr Land hatten, sich dem Krieg gegen die Sowjetunion zu widersetzen und das Äußerste zu riskieren

■ Lutz Herden

Am 12. März 1941 fragt in Moskau Oberst Pawel Fitin, Chef des Auslandsnachrichtendienstes im NKGB, schriftlich bei Georgi Dimitroff nach, ob er als Vorsitzender der Kommunistischen Internationale Auskunft über 13 Deutsche geben könne. Man wisse nur, dass sie vor 1933 in Berlin zum *Bund der Geistesarbeiter* gehörten und mit der Sowjetunion sympathisierten. Unter den 13 Namen sind die von Arvid Harnack (vom NKGB fälschlich mit dem Vornamen Johannes versehen) und Harro Schulze-Boysen. Der eine Oberregierungsrat im Reichswirtschaftsministerium, der andere Oberleutnant in der Luftwaffenführung, mit einem Schreibtisch im Dunstkreis von Hermann Göring.

Die seit August 1940 von Alexander Korotkow alias *Alexander Erdberg* an der sowjetischen Botschaft in Berlin geführte Filiale des NKGB pflegt Kontakte zu beiden, ohne dass Schulze-Boysen und Harnack anfangs voneinander wissen. Was diese Schneise – geschlagen in den deutschen Militär- und Regierungsapparat – an Auskünften hergibt, kann brisanter kaum sein. Die seit dem Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 äußerlich ungetrübten deutsch-sowjetischen Beziehungen werden vom Kopf auf die Füße gestellt. Seit Herbst 1940 wissen *Korsikanez* (Korse) und *Starschina* (Feldweibel) – so die Decknamen für Harnack und Schulze-Boysen in den Erdberg-Depeschen –, der Überfall auf die UdSSR ist unabwendbar. Am 9. März 1941 gibt Erdberg an die Zentrale in Moskau weiter: „Nach Informationen, die unsere Quelle vom Referenten im Stab der deutschen Luftwaffe erhalten hat“, seien „deutsche Aufklärungsflüge über sowjetischem Territorium in vollem Gange.“ Am 2. April erfährt Moskau: „Starschina informiert, dass seine Dienststelle den Plan zum Überfall auf die Sowjetunion vollständig vorbereitet ... hat.“ Der sehe vor, „durch Luftangriffe folgende Eisenbahn-Magistralen zu paralysieren: 1. Tuja-Orjol-Kursk-Charkow / 2. Kiew-Gomel / 3. Südstrecke durch Jelez / 4. Südstrecke durch Rjazhsk ...“ In Erdbergs Meldung vom 22. Mai

1941 heißt es, ab 25. Mai bestehe „Urlaubssperre für Soldaten und Offiziere in den Truppenteilen der östlichen Gebiete“.

Für die NKGB-Zentrale in Moskau klingen diese Lageberichte in all ihren Details zu schlüssig, um wahr zu sein. Läuft man Gefahr einer Provokation aufzusitzen, Gegenmaßnahmen zu ergreifen und Hitler den gewünschten Vorwand zum Losschlagen zu liefern? Stalin ist irritiert, voller Zweifel und Misstrauen. Moskau empfängt nicht nur Signale von *Erdberg*, *Korsikanez* und *Starschina*, auch andere verschaffen sich Gehör. Die deutsche Abwehr könnte zudem ein Funkspiel aufziehen und Absender in Berlin vortauschen, die es gar nicht gibt. Einmal heißt es, die Wehrmacht massiere Truppen in Polen, weil sich so eine Invasion gegen England am besten tarnen lasse. Dann aber funkt Erdberg: Was in Polen passiert, richtet sich gegen uns!

Anfang Mai 1941 erfährt Stalin, Graf von der Schulenburg, der deutsche Botschafter in Moskau, wolle ihn zu einem Briefwechsel mit Hitler einladen, damit es „keine Irritationen“ gebe. Was und wem soll man glauben? Tatsächlich spekuliert die sowjetische Führung nie ernsthaft darauf, der Schlacht mit Deutschland zu entgehen. Aber sie rechnet erst Mitte 1943 damit, sobald England geschlagen ist oder sich Churchill mit Hitler arrangiert. Einen Zwei-Fronten-Krieg – gibt sich Stalin vor Molotow überzeugt – würden Hitler und Göring vielleicht riskieren, ihre Generäle nie. Die haben zwischen 1914 und 1918 im Schraubstock des Zwei-Fronten-Krieges gesteckt, bis ihnen die Augen übergingen.

Und schließlich, weshalb nehmen die deutschen Freunde in Berlin tödliche Gefahren auf sich? Warum für ein paar Nachrichten in Richtung Kreml bis zum Äußersten gehen? Fragt Oberst Fitin sinngemäß bei Dimitroff nach. Für Hoch- und Landesverräter gibt es im Krieg kein Pardon. Wollen sie das riskieren? Die eiskalten acht Quadratmeter Zelle im Hausgefängnis der Gestapo an der Prinz-Albrecht-Straße? Stiefel wie Hammerschläge im Zellenang, Herzschlag bis in den Hals, wenn der SS-Mann zum nächsten Verhör abholt. Kleben von Tütenpapier. Schachspiele aus Tütenpapier. Abschiedsbriefe auf Tütenpapier?



DDR-Gedenkbriefmarke für Harro Schulze-Boysen, ausgegeben 1964

Für die NKGB-Zentrale in Moskau klingen die Lageberichte in ihren Details zu schlüssig, um wahr zu sein

Nach der Verhaftung von Schulze-Boysen, Harnack und fast hundert Freunden sowie zum Teil nur flüchtig miteinander Bekannten im August/September 1942 bittet die Gestapo bei SS-Führer Himmler schriftlich darum, „verschärfte Verhöre“ führen zu können. Der stimmt zu, die Gefangenen dürfen ausgepeitscht werden. Daumenschrauben sind erlaubt, auch Wadenklammern werden als Folterinstrumente eingesetzt. Handschellen sowieso, notfalls Tag und Nacht.

Wenn auf den Schlachtfeldern Menschenleben so billig werden, dass sie fast nichts mehr kosten, warten in Berlin-Plötzensee Scharfrichter vor Hanfshlingen an Fleischerhaken, um ihres Amtes zu walten. Sie warten auch auf *Starschina* und *Korsikanez*, um sie in der Nacht vom 22. zum 23. Dezember 1942 mit ausgerekten Hälsen in der Pathologie an der Invalidenstraße abliefern zu können.

Erst sind die Deutschen wie Kälber an Hitler vorbei gezogen, dann marschieren sie genau in den Krieg. Wer das als Stachel in sich spürt, will nicht nur dagegen sein, sondern etwas dagegen tun. Harro Schulze-Boysen – erinnert sich der Schriftsteller Günther Weisenborn in seinem Buch *Memorial* – habe ihm am 31. August 1939, einen Tag vor dem Einfall in Polen, gesagt: „Jetzt wird wirklich Weltgeschichte gemacht, nur macht er (Hitler – L.H.) sie nicht mehr allein. Wir werden uns alle ein wenig daran beteiligen ...“

So erschöpft sich ab 1939 die Auflehnung der Widerstandsgruppe um Schulze-Boysen nicht mehr in konspirativen Treffen, Flugblättern und Denkschriften. Besser, den Gegner dort treffen, wo er sich unverwundbar glaubt: in der seelenlosen Mechanik seiner Kriegsmaschine, die bald auch die Sowjetunion überrollen soll. Die Rote Armee zu warnen und in die Lage zu versetzen, der Wehrmacht in den Arm zu fallen, gilt Schulze-Boysen, Harnack und all den anderen nicht als Verrat, sondern Notwehr. Ein verzweifelter, abenteuerlicher, tollkühner Versuch, den Untergang Deutschlands aufzuhalten. Sie sind überzeugt, das Land ihrer Väter kann nur auf Rettung aus dem Osten hoffen. Allein eine Partnerschaft mit der Sowjetunion verhindert, dass Deutschland bei einer Kriegsniederlage ein zweites „Versailles“ widerfährt – ein Friedensdiktat des Westens, das den Besiegten wie schon einmal zur Ader lässt. Als 1940 in seinem Ministerium immer mehr Einzelheiten über das *Unternehmen Barbarossa* bekannt werden, ist Arvid Harnack entsetzt und erschüttert. Deutschland fehlen für einen solchen Feldzug die Ressourcen. Das heißt Finis Germaniae, unwiderruflich. Wie viel Blitzkrieg auch immer beschworen wird.

An seinen Vater, den Korvettenkapitän Erich Schulze, schreibt Harro Schulze-Boysen, während er im Herbst 1942 fast täglich von der Gestapo verhört wird, man habe aus der Annahme heraus gehandelt, „dass sich die Situation von 1918 wiederholen könnte. Damals mussten wir das Diktat unterzeichnen, weil es unserer Außenpolitik an Rückendeckung gegenüber den Westmächten fehlte ... Diese Voraussetzungen wollten wir diesmal schaffen, und diesem Ziel haben wir alles untergeordnet.“ Der Abschlussbericht des Reichssicherheitshauptamtes über den Kreis um Schulze-Boysen vom 22. Dezember 1942 vermerkt zu den Gründen, „welche die unschädlich gemachte Hoch- und Landesverratsgruppe in Berlin zu ihrer reichsfeindlichen Einstellung veranlassten“ unter Punkt 3: „Deutschland kann nur in enger Zusammenarbeit mit der SU existieren, um dem Angriff der Westmächte auch in Zukunft Widerstand zu leisten.“

Die Nazis hatten so viel in Deutschland zerstört und doch die innere Front der Todesmutigen nie durchbrechen können. „Ich bin nur ein Vorläufer gewesen in meinem teilweise noch unklaren Drängen und Wollen“, schreibt Harro Schulze-Boysen an seine Eltern aus der Todeszelle in Plötzensee. „Glaubt mit mir an die gerechte Zeit, die alles reifen lässt.“

Lage Schlecht ist es um die Wiener Bühnen bestellt **S. 15**
 Glaube Matthias Matussek provoziert mit Katholizismus **S. 16**
 Zappel Pillen gegen ADHS helfen und helfen nicht **S. 18**



Im Café Odeon in Zürich gab es nicht nur feinen Kaffee, hier traf sich auch die europäische Intelligenz **S. 16**

der Freitag | Nr. 26 | 30. Juni 2011

Das Panik-Orchester

Medien Die Zeitungsverlage kämpfen gegen Blogger und öffentlich-rechtliche TV-Sender. Es geht ihnen um die Privatisierung des Internets

■ Jakob Augstein

Mathias Döpfner steckt in einem Dilemma. Der hagerere Mann, still und kultiviert, ist Chef des größten europäischen Zeitungsverlags und seinem Unternehmen geht es – einerseits – glänzend. Ein paar Zahlen? Die Rendite im Zeitungsgeschäft liegt bei 22 Prozent, der Konzernumsatz ist in den ersten drei Monaten des Jahres um elf Prozent gewachsen, das Konzernergebnis um 6,5 Prozent, und allein die Erlöse aus dem digitalen Segment haben um 26 Prozent zugelegt. Das ist alles sehr beeindruckend, und da die Axel Springer AG den strengen Veröffentlichungskriterien des Aktienrechts unterliegt, muss sie die schönen Zahlen auch öffentlich verkünden.

Andererseits sieht sich Döpfner dazu gezwungen, aus strategischen Gründen Untergangsstimmung zu verbreiten. Springer hat gerade im Verbund mit anderen großen Verlagen Klage gegen die ARD erhoben. Vor dem Kölner Landgericht wenden sich die Verlage gegen eine Computer-Anwendung, mit der man von der *Tagesschau*-Redaktion erzeugte Inhalte kostenlos auf mobilen Geräten empfangen kann. Mit der *Tagesschau*-App hätten die Öffentlich-Rechtlichen eine „rote Linie“ überschritten, sagt Döpfner. Die Verlage streiten seit geraumer Zeit um die Aktivitäten der Öffentlich-Rechtlichen im Netz. Die Klage ist eine Eskalation. Entsprechend muss auch die Rhetorik eskalieren. Als das *Handelsblatt* im vergangenen Herbst mit Döpfner über den Strukturwandel der Medien sprach, sagte der Springer-Chef: „Im ersten Halbjahr haben wir den höchsten Gewinn in der Konzerngeschichte erwirtschaftet. Das Unternehmen ist für diesen Transformationsprozess bestens gerüstet.“

Jetzt muss ein anderes Bild her. Der *Süddeutschen Zeitung* gab Döpfner unlängst ein Interview, das vom Geist der Panik durchweht ist. „Wir kämpfen um unsere Existenzgrundlage.“ Wenn der Springer-Chef derart aufdreht, muss viel auf dem Spiel stehen. So ist es auch. Und dabei ist Döpfners Schlacht gegen die Netzaktivitäten nur Teil eines viel größeren Feldzugs. Es geht aber nicht um das Überleben der Verlage. Es geht um die Vorherrschaft im Internet. Um die Frage, ob das Netz öffentlich bleibt oder privatisiert wird.

Kontaktgeschäft

Das herkömmliche Geschäftsmodell der Verlage ist beschädigt. Auf das Internet ließ es sich bislang mehr schlecht als recht übertragen. Springer-Mann Christoph Keese, Döpfners Sekundant im Kampf ums Netz, schreibt: „Gedruckte Zeitungen und Zeitschriften machen in Deutschland rund 12 Milliarden Euro Umsatz pro Jahr. Die Webseiten dieser Verlage bringen es in der Summe auf weniger als 250 Millionen Euro.“ Dass die Verlage im Netz alle darben, stimmt darum nicht. Schon jetzt macht Springer dort ein Viertel seines Umsatzes. Nach Döpfners Aussage soll es in sieben Jahren die Hälfte sein. Aber, so Döpfner: „Derzeit entwickelt sich alles so dynamisch, dass wir dieses Ziel schneller erreichen können.“ Das Geld fließt vor allem aus Quellen, die mit Journalismus nicht viel zu tun haben. Springer verdient mit Netzdiensten wie Immonet und Stepstone. Der Holtzbrinck-Verlag seinerseits ist ins Kontakt- und Beziehungsgeschäft eingestiegen: StudiVZ und Parship gehören dem Haus, das auch die *Zeit* und das *Handelsblatt* herausgibt. Warum auch nicht? Wenn in den Zeitungen Werbung für Waschmittel steht, hat das mit Journalismus auch nichts zu tun. Aber nebenbei: Die Marktführer Spring-



Sollen nach dem Willen der Verlage nicht auf unsere mobilen Geräte: Die Inhalte der „Tagesschau“

ger und *Spiegel* verdienen im Netz sogar mit journalistischen Inhalten nicht so schlecht. Alle anderen zahlen freilich drauf. Für sie ist das Netz keine Erlösquelle, aber ein unverzichtbares Instrument für Marketing und Leserbindung geworden. Und Werbung kostet nun mal.

Es geht den Verlagen nicht ums Überleben, sondern um ihre Vormacht. Sie kämpfen an zwei Fronten: nach oben gegen die großen Institutionen der öffentlich-rechtlichen Sender und nach unten gegen die Blogger und Netz-Aggregatoren. Für Schützenhilfe wenden sie sich vertrauensvoll an die Politik: Mit immer neuen Rundfunkänderungsstaatsverträgen – die nicht nur als Begriff wie eine Keule wirken – wurde den Sendern in den vergangenen Jahren das Leben im Netz schwer gemacht. Neue bürokratische Monster wurden geschaffen, wie der „Dreistufentest“, mit dem sich jedes Netzangebot der Sender einer komplizierten Rechtfertigung unterziehen muss. Es wurde auch etwas erfunden, das „Depublizierung“ heißt, ein Unwort, das an den medienpolitischen Giftschrank einer totalitären Gesellschaft erinnert und jedem Journalisten den Magen umdrehen müsste: Die Rede ist von Löschungen. Die Sender wurden gezwungen, Hunderttausende von Dokumenten aus dem Netz zu nehmen, beim ZDF allein waren es 93.500 Dokumente oder rund achtzig Prozent des Online-Angebots. Texte, die der Gebührenbürger bereits bezahlt hatte.

Das gleiche gilt für die Sendungen, unbestritten das Kerngeschäft der TV-Anstalten.

Döpfner hat recht, das Netz ist ein Freiheitsmedium. Aber wie lange noch?

Nach den neuen Regelungen dürfen die Sender ihre Beiträge nur sieben Tage nach Ausstrahlung im Netz vorhalten. Wieder gilt: Es handelt sich um Sendungen, die der Öffentlichkeit gehören und ihr auf Betreiben der Verlage entzogen werden. Früher war es normal, sich nach dem Fernsehprogramm zu richten. Heute ist das nur noch schwer vorstellbar, künftig gar nicht mehr.

Der Sonderbotschafter

„Das Internet ist ein Freiheitsmedium“, hat Mathias Döpfner neulich in einem Artikel für die *Neue Zürcher Zeitung* geschrieben. Die Wahrheit ist, dass die großen Verlage tun, was sie können, um dem Netz die Freiheit auszutreiben. Nicht nur im Kampf gegen die Öffentlich-Rechtlichen. Mit der Knute des Leistungsschutzrechts sollen die anderen Verlagsfeinde gezüchtigt werden: Blogger und Aggregatoren. *SZ* und *FAZ* führen einen ermüdenden Gerichtskrieg gegen den *Perlentaucher*, eine der ganz wenigen Medienmarken, die aus dem Netz hervorgegangen sind. Mit dem Projekt des Leistungsschutzrechts haben sich Springer und Burda ein höheres Ziel gesteckt: dem gesamten Netz einen Knebel zu verpassen.

Das Urheberrecht ist in seinen Weiterungen kompliziert, in seinem Kern aber einfach: Es liegt beim Urheber. Und das ist der Autor. Nicht der Verlag. Ein Leistungsschutzrecht würde den Verlagen die Möglichkeit geben, das Recht am Text anstelle des Autors wahrzunehmen. Die Verlage sagen, dass sich im Netz eine schädliche Gratskultur ausgebreitet habe und sie beständig beklaut würden. „Jeder nimmt, was er kann, nur weil es technisch so leicht möglich ist. Zivilisation aber besteht darin, das Mögliche auf das Wünschenswerte zu beschränken. Wir rollen ja auch nicht mit prall gefüllten Einkaufswagen, ohne zu zahlen, aus dem Supermarkt, nur weil es technisch so einfach geht.“ So weit Mathias Döpfner. Mit solchen Alltags-Metaphern ist auch Christoph Keese als Springers Sonderbotschafter in Sachen Schutzrecht seit geraumer Zeit

unterwegs. Er wird nicht müde, die Notwendigkeit eines solchen Rechts zu begründen. Aber es gelingt ihm nicht, der inneren Unlogik der eigenen Argumentation zu entkommen: Wenn das Netz ein Supermarkt ist, dann zwingt niemand die Verlage, die Regale zu füllen. Man muss seine Texte nicht ins Netz stellen, man kann sie hinter Paywalls verstecken und man kann seine Inhalte für die Google-Suche sperren lassen. Wenn man aber Inhalte kostenlos ins Netz stellt und sie für Google öffnet, ist es absurd, Geld dafür zu verlangen.

Die Verlage können es sich leisten, gegen die Öffentlich-Rechtlichen zu Felde zu ziehen und beim Leistungsschutz widersprüchliche Forderungen zu stellen, weil sie die Meinungs- und Veröffentlichungsherrschaft innehaben. Es ist für die Politik kein Spaß, sich mit dem Kartell der großen Häuser anzulegen. Wer will Springer, Burda, *Süddeutsche*, *FAZ*, DuMont und die *WAZ*-Gruppe gegen sich haben? Wohl gemerkt: Niemand muss einem Redakteur sagen, was er schreiben soll. Das weiß der schon von allein. Wer das so formuliert, zieht sich die Empörung Christoph Keeses zu: „Unterstellt er seinen Kollegen, dass sie nach der Pfeife ihrer Verlage tanzen und willfährig über deren geschäftliche Interessen berichten?“, schimpfte Keese über den *taz*-Redakteur Steffen Grimberg: „Dann müsste er Belege für die Beschuldigung anführen, was er aber nicht tut.“ Belege? Vielleicht sollte sich Keese das *SZ*-Interview mit seinem Chef noch mal in Ruhe ansehen. Stefan Niggemeier hat es so formuliert: „Es ist weniger ein Interview, das die *Süddeutsche Zeitung* mit Mathias Döpfner geführt hat, als eine Möglichkeit für ihn, ausführlich und ungestört durch kritische Nachfragen die eigene Position darzustellen.“ Warum kann Niggemeier das so schreiben? Weil er es vielleicht als Einziger geschafft hat, im Netz und im Journalismus seine eigene Marke zu werden. Er ist unabhängig. Das Netz hat ihm dabei geholfen. Weil es, da hat Döpfner ganz recht, ein Freiheitsmedium ist. Die Frage ist: Wie lange noch?

Kulturkommentar
 Christian Gampert

Sommertheater für die besseren Kreise: „Jud Süß“ in Worms

Die Nibelungenfestspiele in Worms, das sind derzeit in der Hauptsache ein roter Teppich, über den allerlei Prominenz stolziert, ein lauschiger Garten, in dem man sich ausgiebig Prosecco einflößt, und Doktor Dieter Wedels Freilufttheater, das sich mit deutscher Geschichte befasst. Dass der Fernsehmann Dieter Wedel sich das heikle *Jud Süß*-Thema einverleiben würde, war von vornherein keine besonders gute Nachricht. Immerhin hatte er den israelischen Dramatiker Joshua Sobol (*Ghetto*) mit einer neuen Variante des Stoffs beauftragt, den bisher Wilhelm Hauff (teilweise mit bösen antisemitischen Klischees) und, aus anderer Perspektive, Paul Kornfeld und Lion Feuchtwanger bearbeitet hatten. Sobol sah den 1738 unschuldig hingerichteten Süß, Finanzrat am Hof des württembergischen Herzogs Carl Alexander, als Avantgarde eines aufgeklärten Judentums, areligiös, liberal, sexuell freizügig. Vor allem aber wollte Sobol die ambivalente Figur des „Finanzjuden“ nur als Ausgangspunkt für ein Drama nehmen, das sich mit der heutigen Rolle des Judentums auseinandersetzt – so hieß es in den Interviews.

Daraus ist nicht viel geworden. Im Programmheft firmiert, neben Sobol, nun auch Dieter Wedel als Autor, die Handlung ist ganz im historischen Kontext belassen, und so wird auch gespielt: mit Pathos und Pierücke. Man erzählt aus dem Leben eines Parvenüs; Süß soll nicht nur als Opfer gezeigt werden, sondern als einer, der Luxus, Geschmeide und die Frauen liebt. Unser freundlicher Anlagenberater von nebenan.

Worms hat da gewisse Traditionen: Hier gab es einst eine große jüdische Gemeinde, und auf dem Weg zum Dom kommt man unweigerlich am alten Judenfriedhof vorbei – die frühesten Gräber datieren aus dem 11. Jahrhundert. In Worms veranstalteten die Kreuzfahrer des ersten Kreuzzugs 1096 allerdings auch ein wüstes Pogrom unter den einheimischen Juden, mit Plünderungen und Zwangstaufen, mit Mord und Totschlag an den „Ungläubigen“ und „Christusmördern“.

Ein wenig Dezent und Zurückhaltung wären also angebracht gewesen, wenn man an diesem Ort *Jud Süß* auf die Bühne bringt. Aber die Nibelungenfestspiele haben ganz andere Sorgen: Sie wollen sich als eine Art Mini-Bayreuth im deutschen Festspielkalender „positionieren“, zwar ohne Musik, aber mit vielen Stars. Intendant Wedel hat groß aufgeföhren: Rufus Beck, als Sprecher der Harry-Potter-Hörbücher eine Marke, spielt den Süß Oppenheimer immerhin als alertes, ambivalentes Finanzgenie, das sehr hoch pokert und in seinen persönlichen Beziehungen, auch zum Herzog Karl Alexander, stets inneren Abstand wahrt. Der *Tatort*-Schauspieler Jürgen Tarrach dagegen macht aus dem Herzog einen schmierigen Lebemann, der nur Prunk und Trunk im Kopf hat und, wenn er sonst nicht zum Ziel kommt, auch mal die Tochter seines Ministers vergewaltigt.

Kann man, darf man mit so einem unter einer Decke stecken? Die komplizierte Beziehung der beiden Protagonisten – Süß und Herzog Karl Alexander – kommt indes kaum ins Blickfeld; stattdessen bietet Regisseur Wedel schöne Frauen und Fanfaren, höfische Rituale und eine ausladende Barockbühne vor dem Westchor des Kaiserdoms. Er macht eben nur Sommertheater für die besseren Kreise, mehr nicht.

Christian Gampert ist freier Theaterkritiker für den Deutschlandfunk



Medientagebuch

Das serielle Glück abseitiger Fernsehkanäle

Zu den Segnungen mancher Pay-TV- und Kabelverträge, die einem neben viel Geld (ob fragwürdiger Nebenbestimmungen im Kleingedruckten) bisweilen auch viel Geduld abringen können, gehören Sender wie Fox, TNT-Serie oder 13th Street. Es handelt sich um Abspieleserien großer US-Medienkonzerne, die hier ihre selbstproduzierten oder weltweit vertriebenen Serien für Deutschland verwerthen. Dies als Folge einer geänderten Marktstrategie, nachdem alle anderen Versuche der US-Konzerne scheiterten, offensiv mit eigenen Voll- oder Informationsprogrammen in den hiesigen Fernsehmarkt einzusteigen. Selbst der Versuch der Partizipation an deutschen Firmen war nicht sehr erfolgreich. Derzeit ist nur Rupert Murdoch (News Corporation), zu dessen Imperium auch der Serienkanal Fox zählt, am Pay-TV-Sender Sky entscheidend beteiligt.

Dem deutschen Zuschauer aber bescheren diese Abspieleserien ungeahnte Funde. Denn die erwähnten Sender zeigen neben vielen Wiederholungen alter Produktionen auch Serien, die von der deutschen Konkurrenz übersehen oder ignoriert wurden. So ging dieser Tage die siebte und letzte Staffel von *The West Wing* (deutscher Untertitel: *Im Zentrum der Macht*) auf Fox zu Ende, eine Serie, die besser in die Verfahren, Strategien und Intrigen der US-Politik einführt als zig Dokumentationen zusammen. Verblüffend für den deutschen Zuschauer im Frühjahr 2011 war, dass der Präsidentschaftskandidat der Republikaner in der letzten Staffel in Schwierigkeiten gerät, als es zu einem schweren Zwischenfall in einem US-Atommeiler kommt, für welchen der Politiker einst die Trommel rührte. Die fiktive Betreiberfirma verharmlost den Zwischenfall auf eine ähnliche Weise wie zur Sendezeit der reale Konzern Tepco anlässlich der Katastrophe von Fukushima. *The West Wing* – produziert in den USA von 1999 bis 2006 – wurde von ARD und ZDF zuvor als „zu spezifisch amerikanisch“ abgelehnt, auch den kommerziellen Sendern war das Risiko eines Ankaufs zu groß. Auf Fox konnte man sie endlich sehen. Hier liefen seit Juli 2010 auch die ersten beiden Staffeln von *Mad Men*, also jener Serie aus der Werbewelt der sechziger Jahre, die später dann auch von ZDF ausgestrahlt wurde. Mit dem Unterschied, dass der Zuschauer auf Fox auch die Originalfassung anwählen kann.

Zu den Höhepunkten des derzeitigen Angebots zählt *Boardwalk Empire*, eine TNT-Serie, deren Pilotfolge von Martin Scorsese inszeniert wurde. Erzählt wird die Genese des amerikanischen Gangstertums aus der unheiligen Allianz von Prohibition und Kapitalismus während der zwanziger Jahre. In der Hauptrolle glänzt Steve Buscemi, und die Produktionsfirma scheute keinen Aufwand, um die Epoche von der Architektur bis in die Details des Dekors lebendig werden zu lassen. Dem gegenüber fällt die neue Scienc-Fiction-Serie *Falling Skies* (TNT Serie), soweit man das nach der ersten Folge beurteilen kann, deutlich ab. Es handelt sich um eine Endzeitstory, in der sich ein versprengter Haufen von Menschen jeden Alters, Geschlechts und jeder Abstammung gegen die Invasion von überlegen wirkenden Außerirdischen wehrt. Hyperrealistisch erscheint im Vergleich dazu die englische Serie *Skins*, die Fox zeigt und die in Großbritannien vom Channel 4 in Auftrag gegeben wurde. Sie spielt unter Jugendlichen und handelt in immer wieder zugespitzten Episoden von ihren Konflikten, Nöten und Ängsten. Drastisch im Ton, präzise gespielt und von einem umwerfenden Tempo. Gemessen daran sind die meisten Serien, wie sie RTL, Pro Sieben oder Vox ausstrahlen, eher müde zu nennen. *Dietrich Leder*

Dietrich Leder ist Professor an der Kunsthochschule für Medien in Köln

Ausstellung Zentrum für Internationale Lichtkunst Unna

Das Licht unter dem Himmel



FOTO: WERNER I. HANAPPEL

Man muss nicht nach Venedig fahren, um zu sehen: „Floater 99“ von James Turrell in Unna

Im östlichen Ruhrgebiet verbirgt sich in den Kellern einer ehemaligen Brauerei eine der aufregendsten Sammlungen zeitgenössischer Lichtkunst. Und doch nehmen sie viel zu wenige wahr. Die Kunstwelt schiebt nach Venedig, wo die Biennale mit Getöse und zahlreichen Besuchern unter dem Titel *Illuminations* stattfindet. Dort ist auch *The Ganzfeld Piece* von James Turrell zu sehen.

Dabei muss man nicht weit reisen, um die Lichträume des Kaliforniers zu betreten. In Unna steigen im Zentrum für Inter-

nationale Lichtkunst überschaubare Gruppen zu Führungen in die unterirdische Flucht der Lindenbrauerei hinab. Sie nähern sich im Zwielficht, über Treppen, Stahlgitter und auf grauem Beton, den Installationen elf namhafter Künstler in einer Dauerausstellung.

Dabei geht es auch hinauf – in den doppelstöckigen Komplex *Third Breath* von James Turrell, der den Himmel über Unna in einem stockdunklen Raum mittels einer Linse in der Decke bündelt. An guten, in diesem Fall: bedeckten Tagen entstehen so

auf einer kreisförmigen, weißen Steinfläche zu Füßen der Besucher faszinierende Wolkenbilder.

Der Eröffnung des Zentrums im Frühjahr 2001 war eine Debatte über die Nutzung des unterirdischen Gebäudeteils vorausgegangen. In deren Verlauf entschied man, die leeren Gewölbe so zu lassen, wie sie waren. Ein verblüffend simpler Entschluss in einer Region im Strukturwandel, die auf dem Weg zur touristisch sauber zu vermarktenden Industriekultur den Kohlenstaub aus den letzten Winkeln von Zechen

Film „The Way Back – Der lange Weg zurück“ von Peter Weir



FOTO: TWENTIETH CENTURY FOX

So wahr, dass man die Luft riechen kann

Das Verhältnis von Kino und Wahrheit ist eigenartig. Einerseits gibt es Filme, in denen Superhelden Atombomben mit der Hand lenken oder ein Haufen Pinguine den Synchronanzubt. Andererseits tragen nicht minder unwahrscheinliche Erzählungen von stotternden Königen und boxenden Ex-Junkies das Etikett „inspiriert von wahren Ereignissen“ wie einen Preisgewinn vor sich her. Aber muss eine Geschichte wahr sein, damit sie fesselt? Mit Peter Weirs *The Way Back – Der lange Weg zurück* kann jeder diesen Test an sich selbst vornehmen.

Der Film setzt in Szene, was ein gewisser Slawomir Rawicz erlebt haben will: 1939 als polnischer Soldat in ein sibirisches Straflager verschleppt, bricht er mit einer kleinen Gruppe Leidensgenossen zusammen aus. Auf ihrer Flucht gen Süden durch die Mongolei, die Wüste Gobi und den Himalaya haben sie gut 5.000 Kilometer zurückgelegt, bevor sie Indien erreichen. Von bitterster Kälte bis zur sengenden Hitze muss die Gruppe, deren Zahl sich auf dem Weg stetig reduziert, den menschenfeindlichsten Bedingungen trotzen und hat gleichzeitig mit Hunger, Durst, Mücken und dem Schuhwerk zu kämpfen. Es ist eine Geschichte, die so unwahrscheinlich klingt, dass man sie kaum erfinden könnte.

Eigentlich würde man erwarten, dass *The Way Back* in erster Linie von den

Flüchtenden und ihrer Gruppendynamik handelt, vom anfänglichen Misstrauen und dem langsamen Vertrauensaufbau und der Bewährung des einen und der Verzweiflung eines anderen. Aber Weir bleibt hier rudimentär. Im Zentrum steht Janusz (Jim Sturgess), der Slawomir Rawicz vertritt. Er ist der Einzige, über dessen Hintergrund man etwas erfährt. Um ihn herum gruppieren sich eine ganze Reihe von Gegenspielern, die der Film in einem Moment aufgreift und im nächsten wieder fallen lässt. Da gibt es den Mithäftling Khabarov (Mark Strong), der Janusz zuerst die Idee zur Flucht eingibt und dann feige zurückbleibt. Mr. Smith (Ed Harris) beschreibt ihn als einen, der sich parasitär von der Euphorie anderer ernährt. Er selbst, ein amerikanischer Ingenieur mit offenbar einst sehr linken Überzeugungen, erweist sich zwar als taff, dafür aber umso undurchsichtiger. Ein weiterer Mitflüchtling ist Valka (Colin Farrell), der einzige „echte“ Verbrecher unter ihnen. Unterwegs stößt die Polin Irena (Saoirse Ronan) dazu, die der Film dankenswerterweise nicht als Objekt der Begierde einsetzt, sondern als Schnittstelle: Irena entlockt den verschlossenen Männern kleine Geheimnisse und stiftet so neue Verbindungen unter ihnen.

Aber wie gesagt, das Personendrama spielt bei Weir eine untergeordnete Rolle; im Wesentlichen geht es ihm um die Erfahrung der Naturelemente. Ob für die Kälte Sibiriens und seine stillen, schneebedeckten Wälder oder für die unter die Haut gehende Trockenheit der Wüste Gobi – *The Way Back* findet Bilder von solch atmosphärischer Dichte, dass man die Luft förmlich zu riechen glaubt. Oft sind es fast teuflisch schöne Bilder, weil sie in der Grandezza der wechselnden Landschaften die Verlorenheit des Menschen illustrieren – und damit auch den Überlebenswillen, den eine solche Unternehmung braucht. Auf einmal ist man wieder bei der Ausgangsfrage: Muss man die Geschichte für wahr halten, um etwas an ihr zu finden? Auch wenn Slawomir Rawicz der Lüge überführt sein mag – dass sie so stattgefunden haben könnte, davon überzeugt einen dieser Film auf jeden Fall.

Barbara Schweizerhof

Bühne „Woyzeck & Marie“ in Cottbus



FOTO: MARILES KROSS

Opponieren, wie nur die Kreatur es kann

Clowns mit roten Pappnasen und ulkigen Kostümen tänzeln zu Beginn über die Bühne. Musik spielt. Ein bejunger Vogel steigt anmutig hoch. Riesenbälle springen und schweben. Die Clowns stoßen sie ins Parkett. Welch heiteres Treiben. Woyzeck ist hier ein anderer. Mario Holetzeck und seine Truppe erfinden ihn und sein Umfeld neu. *Woyzeck & Marie* heißt ihr Spiel. Der abgerissene entlassene Soldat kommt als „dummer August“ daher. Der kann blitzartig aus seiner Rolle springen und die merkwürdigsten Züge annehmen. Kann lachen, schreien, beben vor Angst, zärtlich sein, schimpfen und lieben, das Messer ziehen und höchst fürsorglich gegenüber seinem Sohn Christian (Julian Böhm) sein.

Der junge Oliver Seidel gibt die Rolle grandios. Sein Woyzeck kann opponieren, wie nur die Gedrücktesten es können. Der liebt seine bisweilen ungezügelt Marie, wie sie kein anderer lieben könnte, immer bange, er könne sie verlieren. Sein Woyzeck hasst die Hierarchie, weil sie ihn in die Knie zwingt, in den Käfig sperrt wie ein wildes Tier. Ein Mann, traurig wie die Pappnasen, wenn sie ihre ulkig-rührseligen Tragödien erzählen, wütend, wenn es ans Eingemachte geht, nachdenklich, wenn ihn das Leid dazu nötigt. Holetzeck steckt die Personage des Woyzeck, statt unter die Fuchtel des Hauptmanns wie bei Büchner, unter die Zuchtpeitsche des Zir-

und Halden fegt. Nun darf man sich einen Besuch der Unnaer Lichtkunst-Sammlung nicht als Parcours über unwegsames Gelände vorstellen. Den Keller prägt ein „rustikaler Charme, der aufrechterhalten werden soll“, wie es heißt. Mit dessen Architektur und Atmosphäre setzten sich die eingeladenen Künstler auseinander. Stolperstellen sind fürsorglich mit gelb-schwarzem Klebeband markiert. Bis auf den *Floater 99*, ein weiteres Werk von Turrell, entstanden alle Installationen *in situ*, das heißt an diesem spezifischen Ort.

Den Transfer vom Tageslicht ins Schattenreich vollzieht Jan van Munster mit der Skulptur *Ich (im Dialog)* im Paternoster der Brauerei. Durch ein Bullauge im Boden blickt man als Erstes auf seine Wortschulptur, die in Neonblau das „Ich“ zehnsprachig in den Schacht einschreibt. Betritt man danach die Ausstellungsräume, verliert sich der Abstand zur Kunst. Sie nimmt den Betrachter mit Stimmungen, Farben, sphärischen Klängen und glitzernen Tropfen ein (Olafur Eliasson: *Der reflektierende Korridor*).

Zugleich denkt die Kunst den Ort immer mit: Für das vollständige Erfassen eines Heine-Zitats mit Neonröhren durchquert man einen Raum zweimal (Joseph Kosuth: *Die Signatur des Wortes*). In einem anderen wackeln Schattenfiguren, die Urängste symbolisieren, über Wände und Decke (Christian Boltanski: *Totentanz*). Aus der Tiefe von Gärbecken im Schwarzlicht steigen Naturgeräusche empor, die synthetisch erzeugt sind (Christina Kubisch: *Schloßweiß und Rabenschwarz*). Das Abenteurer Licht findet in Unna unter Tage statt. Man muss es nur leuchten lassen.

Ulrike Mattern

Unna, Zentrum für Internationale Lichtkunst Katalog mit deutschen und englischen Texten, 2004, 34 € lichtkunst-unna.de

kusdirektors. Marie wird Ballerina. Der Doktor, parteiischer medizinischer Gutachter, taucht in die Rolle des Zauberers. Aus dem Tambourmajor wird der Dompteur. Margreth, Tochter des Zirkusdirektors, bläht sich auf zur stärksten Frau der Welt. Blendende Idee, dieser Figurentausch, der einhergeht mit einer fast permanenten Musikalisierung der Vorgänge. Zwei Musiker (Dietrich Petzold, Frank Petzold) flankieren die Szenerie und steuern vielfarbige Stil- und Klangideen bei. All das ermöglicht eine Revue der Umschläge von Humor zu Bosheit, von heiterem Spiel zu bitterem Ernst, von Tango auf der Violine zu singendem Becken, von Terror zu Gegenteil.

Heftig fegten die Winde der Epoche, als Büchner den *Hessischen Landboten* und die *Woyzeck*-Fragmente schrieb. Heute toben sie sich wie Windhosen flächendeckend aus. Mario Holetzeck ist von dem Gedanken angesteckt. Er will und macht veränderndes Theater. Explosivkräfte schlummern unter Woyzecks Haut. Diese Kreatur will nichts weiter, als ein bisschen leben – ohne Gram, ohne Höllenängste in der Stirn und Fesseln am Leib. Das gelingt nicht. Das Umfeld ist zu mies. Die Verhältnisse so grauam wie nirgendwo.

Adriane Pabsts eigensinnige, energische, carmeneske Ballerina bereitet die radikale Wendung mit vor. Sie kehrt zuerst den Spieß um und wird selbst zur Dompteurin, indem sie ihren Fuß auf die Körper derer setzt, die ihre Schönheit liebkosten. Die kühnste Wendung der Inszenierung: Der Protagonist tötet seine allzu oft betrugsbereite Geliebte Marie nicht. Er lässt sie gehen und sich besinnen. Stattdessen rammt er das Messer seinen Unterdrückern in den Leib: dem ekelhaften Zirkusdirektor (Berndt Stichler), dem schleimigen Zauberer (Gunnar Golkowski), dem geifernd-geilen Dompteur (Michael Becker). Dass sie allesamt Marie an die Wäsche gingen, ist sekundär. Holetzeck demonstriert radikal die Ohnmacht der Kreatur. Vielleicht hilft nur eins: dem Terror der Furoren mit Gegenterror zu antworten. Die Verhältnisse, sie gehören umgestürzt. Nach Mario Holetzecks *Lear* ist *Woyzeck & Marie* eine weitere fantastische Leistung des Cottbuser Ensembles. *Stefan Amzoll*

Der Lange, Schotti und ich

Theaterpolitik In Wien, wo der Burgtheaterdirektor so bekannt wie der Bundeskanzler sein sollte, herrscht Restauration

■ Helmut Schödel

In Wien wird die Kultur von der MA 7 verwaltet, eine von vielen Magistratsabteilungen. Als Claus Peymann in den achtziger Jahren als Direktor an das Burgtheater kam, wurde die MA 7 von der Kulturstadträtin Ursula Pasterk geleitet, genannt „die rote Ursel“, wegen ihrer Haarfarbe und ihres SPÖ-Partei-buches. In Retz, im Weinviertel, wo der heutige Staatsdramatiker Peter Turrini damals schon seinen Landsitz hatte, erholte sich auch die rote Ursel von den Wiener Intrigen, zusammen mit einer Katze.

Der inzwischen legendäre Helmut Zilk war damals Bürgermeister, vorher selber Kulturstadtrat, gut befreundet mit Falco und verheiratet mit dem Operetten- und Musicalstar Dagmar Koller. Er, ein aufgeklärter, kunstinteressierter Patriarch und die „Dagi“, eine Lady mit anarchischen Zügen, die sich wenig verbieten ließ. Wenn das Ehepaar nachts alkoholisiert und laut streitend durch die Nagelgasse nach Hause zog, amüsierte sich toute Vienne. Am nächsten Tag aber wusste jeder wieder genau, was er wollte, und auch Ursula Pasterk verbrauchte nicht ständig Arbeitskreise, um Entscheidungen zu treffen. Peymanns Pressekonferenzen und Hausmitteilungen sorgten ständig für Aufreger. Es war eine kurze, gute Zeit, in der Wien eine offene Stadt war.

A Brez'n eing'fahrrn

Inzwischen triumphiert längst die Restauration. Bürgermeister Häupl versteht vor allem etwas von Fußball und in der MA 7 geht Andreas Mailath-Pokorny als leitender Kulturstadtrat abermals in seine nächste Amtszeit, ein hochgewachsener, schlanker, angepasster Mann, genannt „der Lange“. Er besitzt keine definierende Kraft und, insofern ein typischer Wiener, keine Streitkultur. Ob er etwas von Fußball versteht, ist nicht bekannt, von Theater versteht er jedenfalls gar nichts. Was hat dieser Parteifunktionär nicht alles verweigert! An eines der großen Schauspielhäuser Wiens, das Theater in der Josefstadt, hat er vor Jahren mit Hans Gratzler einen relativ erfolgreichen Kellertheaterchef gerufen. Der ganzen Branche war klar, dass es in die Hose gehen würde. Das Desaster war dann noch größer als erwartet.

Das Wiener Volkstheater, ein Haus mit Geschichte, hat Mailath-Pokorny durch die Berufung von Michael Schottenberg blockiert, der von ihm inzwischen für außerordentliche Erfolglosigkeit mit einer zweiten Amtszeit ausgezeichnet wurde. Der gute, alte Schotti, der immer noch dem sozialkritischen Anspruch hinterherhascht, ein Roter wie der Lange! In Wien wird Können nicht selten als Affront und Arroganz empfunden, weil das auch andere auffordert, Bequemlichkeiten aufzugeben und Leistung zu zeigen. Da ist man schnell „kaa-



Ist „Dorf“ ironisch gemeint? Matthias Hartmann, Burgtheaterintendant

na von uns“. Schottenberg aber ist einer von ihnen. Paulus Manker aber, der sich auch um das Volkstheater beworben hatte, ein Wiener Künstler mit internationaler Reputation, Sohn des früher erfolgreichen Volkstheaterdirektors, wurde abgelehnt, weil er klare Vorstellungen hatte und schlimmer noch: Visionen. Da schlotterte der Lange in seinem Armani-Anzug und griff auf den Schotti zurück.

Auch eine Kleintheaterreform hat der Kulturstadtrat mithilfe eines bizarren Beratergremiums in den Sand gesetzt. Zur Neuberufung eines Intendanten der Wiener Festwochen fiel ihm gerade ein, dass das Amt nur noch auf jeweils drei Jahre vergeben werden darf. Die Festwochen müssten jung bleiben. Kann man einer geballten Festvalladung von sechs Wochen Dauer in drei Jahren Profil verleihen und das Profil auch noch durchsetzen? Wie jung ist Mailath-Pokorny? Will er als Gold-Daddy minderjähriger Intendanten in die Geschichte eingehen? Das alles muss gesagt werden, wenn schon von Wien als der angeblich großen Theaterstadt die Rede ist. Es ist hier

wie anderswo. Bevor Theater stattfinden kann, entscheiden unzuständige Politiker, beraten von Gremien, die sie sich nach ihrer Interessenlage zusammensetzen. Erst wenn die Fehlentscheidung getroffen ist, geht der Vorhang hoch.

Am Theater in der Josefstadt herrscht inzwischen Herbert Föttinger, der für eine Supermarktkette Werbung macht: „Es ist verdammt hart, der Beste zu sein.“ Als die Altvorderen des Hauses um Otto Schenk begriffen, dass die Zeit gekommen war, den Löffel abzugeben, weil das Theater tief in seiner Vergangenheit versank, setzten sie eine Hausberufung durch. In der Josefstadt hatte er Karriere gemacht, nirgendwo sonst wäre er vergleichbar eingesetzt worden, er war zu Dank verpflichtet, und so kürte man Föttinger. Überrascht, dass er sich schnell emanzipierte.

Rau geht es zu in Föttingers Reich. Als sich aus Freundschaft und Überzeugung Heribert Sasses Inszenierung von Brechts *Die Judith von Shimoda* dramaturgisch betreute und Föttinger meinen Programmheftentwurf vorlegte, schrie er: „Des brauch i

ned! I brauch des ned! Des is mei Haus!“ Er sprach von „pudern“, und dass ein Programmheft sexy sein müsse, was bei einem alten Brecht'schen Lehrstück, das aus Gründen der Verfremdung in Japan spielt, schwer zu machen ist. Comedyreif waren die Szenen nach der Premiere. Zwischen Föttinger und Peter Kern, der einen amerikanischen Botschafter spielte, war es offenbar zum Streit gekommen. „Hau ab, du fette Sau“, schrie Föttinger. Und Kern brüllte zurück: „Ich hol' die Polizei!“ Der matte Schlussapplaus veranlasste Sasse zu der kleinlauten Vorahnung: „Da hamma uns a Brez'n eing'fahrrn.“ Ob ich mir das weiter

in Wien natürlich niemanden daran hindern kann, abzustimmen. International wird dieser Preis nicht beachtet.

In Wien herrscht eine Mischung aus Großmannssucht und Schlendrian. Das zeigt sich in der Kulturpolitik, ist aber längst selber Wiener Kultur geworden. Einmal wurde ich in eine Literaturjury berufen. In einer ersten Sitzung, dachte ich, würden die Juroren ihre Vorschläge präsentieren und in der zweiten alle gut vorbereitet darüber diskutieren und abstimmen. Aber die erste war schon die letzte Sitzung. Irgendwie hatte man sich rasch geeinigt.

Das Burgtheater leitet zur Zeit mit Matthias Hartmann ein sehr deutscher Regisseur. Als neulich Burgstar Birgit Minichmayr, eine Österreicherin aus Linz, die Titelrolle in Frank Wedekinds *Lulu* zurückgab, kam sein angeblich selbstherrlicher Führungsstil ins Gerede. Aber geht es, siehe Föttinger, nicht an vielen dieser Häuser zu wie in Heimen für schwer Erziehbare? Da krachen die Egomane aufeinander. Die Theater sind nun mal keine moralischen Anstalten. Sie führen, wie es heute üblich ist, ein Doppelleben. Sie werden subventioniert für Kultur, Bildung und Widerspruch, aber seit sie sich ohne Not liberalistischen Tendenzen geöffnet haben, mit ein- und ausfliegenden Stars und Nobelregisseuren, verraten sie auf dem Quotenstrich ihre Bestimmung und haben sich im Wesentlichen aufgegeben.

Was in Wien allerdings niemandem auffällt, weil hier sogar die Musical-Theater subventioniert werden.

Hartmann sagt man Nepotismus nach. Die Jugendschiene des Hauses betreut seine Schwester zusammen mit seinem Schwager. Auch seine Frau inszeniert. Ein erfundenes, satirisch angelegtes Interview in der Wiener Stadtzeitung *Falter* versucht Hartmann zu beenden, weil er seine Kinder abholen müsse. „Vom Kindergarten?“, fragt der Journalist. „Von der Probephöhne“, antwortet Hartmann. Aber das ist letztlich überall so, wo sich wie selbstverständlich Ehen und andere Verhältnisse auf den Besetzungszetteln spiegeln. Diese Freunderlwirtschaft verbirgt sich wenigstens nicht im Hinterzimmer wie sonst in Wien.

In Wien war früher der Burgdirektor so berühmt wie der Bundeskanzler. Schwer zu sagen, ob das noch so ist, aber den Namen des abschreckend blassen derzeitigen Regierungschefs Faymann merkt sich so mancher doch nur, weil er an Peymann erinnert. Theaterstadt Wien. Der Glanz verblasst. Die Profiteure obsiegen. Die Profiteure bestimmen. Die Zuschauer kommen noch.

In der MA 7 sitzt der Lange und besucht wahrscheinlich die Premieren von Schottenberg. Ein Zeichen von Unermüdlichkeit. Denn die entgegen selbst dem fleißigsten Fachmann.

Helmut Schödel ist Dramaturg und Autor in Deutschland und Österreich

In der MA 7 sitzt der Lange und besucht wahrscheinlich die Premieren von Schotti

antun wolle, fragte mich ein alter, schon alkoholisiertes Freund, der gerade arbeitslos geworden war und rief: „I kauf da die Hütt'n!“ Dann gab es einen stillvollen Empfang beim japanischen Botschafter.

Kürzlich zeigte die Wiener Theaterzeitung *Die Bühne* Föttinger in Grübler-Pose, daneben stand in großen Lettern: „Der Visionär!“ Genau das ist er nicht, er ist ein geschickter Macher, der ein besonderes Wienerisches Theater, von dem man glaubte, dort sei der Schnitzler-Ton zu Hause, und in dem sich Publikumsliebblinge wie Otto Schenk, Fritz Muliar oder die schreckliche Elfriede Ott als Rampenkünstler sonnten und es eigentlich egal war, was gespielt wurde – der dieses Haus sachte reformiert. Aber was die Bühne angeht: In Wien feiert man einander gerne auf skurrile Weise und hebt sich empor, bevor man den anderen dann fallen lässt. Denn die Grundhaltung der Stadt ist der Verrat.

Nepotismus nachsagen

Man schätzt im Grunde einander nicht. Da war dann der angenehmste Ausweg, sich einfach zu überschätzen. Es soll sowieso alles groß und international sein im Zwergstaat und seiner Metropole weitab vom Schuss. Deshalb wird auch die Verleihung des Nestroy-Theaterpreises als Oscar-Verleihung inszeniert, mit roten Teppichen, Briefe aufreißen und „The Winner is.“ Man hat eigens eine Akademie mit über 300 Mitgliedern berufen, aus Gewinnern, Nominierten, Kainz-Medaillen- und Nestroy-Trägern. Viele kennen die Aufführungen, um die es geht, überhaupt nicht, was

AB 24. JUNI AM KIOSK >>>>>>>>>

Ein Probeheft kostet 1,50 Euro (in Postwertzeichen). Ein Jahresabonnement kostet 53 Euro (Studentenabo 43 Euro). Bestellungen direkt bei KONKRET, Ehrenbergstraße 59, 22767 Hamburg oder im Internet unter www.konkret-magazin.de

»Heute scheint es so, als könnten alle sexuell beinahe alles tun. Doch 95 Prozent der Koitus ereignen sich in festen Beziehungen, und die Singles, die immerhin 25 Prozent der Stichprobe stellen, bringen nur 5 Prozent der sexuellen Ereignisse auf die empirische Waage. Unser Alltag ist von sexuellen Reizen ebenso übersättigt wie entleert, als könne die übertriebene kulturelle Inszenierung des Sexuellen und dessen ausufernde Kommerzialisierung die Lust effektiver austreiben als alle Verbote, die einst das Sexuelle großgemacht haben und die heute bei uns institutionell im Ernst nur noch der Vatikan propagiert. Die Emanzipationsbewegungen haben um sexuelle und geschlechtliche Selbstbestimmung gekämpft. Doch herausgekommen sind Selbstbezüglichkeiten, selbstmächtig selbst produziert und selbst reguliert wie Selfsex und Selfgender.«

- Aus dem Inhalt:**
- Sexueller Mißbrauch von Kindern
 - Über die Tragik pädophiler Männer
 - Heterosexuelle Beziehungsbiographien im Wandel
 - Von der sexuellen zur neosexuellen Revolution
 - Sex als Ansichtssache (mit Bildern von Christoph Krämer)

ISBN: 978-3-930786-61-9, 144 Seiten, € 18,-

<<<<<<<<<< JETZT IM BUCHHANDEL



Sex tells
Sexualforschung als Gesellschaftskritik

GÜNTER AMENDT
GÜNTER SCHMIDT
VOLKMAR SIGUSCH



Politik & Kultur 7/2011

Zahltag!
Klassenkämpfe in der Eurozone

WINDKRAFT VORAUSS!
Die Ökonomie des Ökostroms

DICHTHALTEN!
Sturm auf Israels Grenzen

NAZIS RAUS!
Siebzig Jahre „Unternehmen Barbarossa“

FRAUEN VOR!
Coming-out im Fußball

BURN, BABY, BURN!
Der Computerspielbetrieb

MACH'S MIT!
Dreißig Jahre Aids



An diesem Ort belehrte der Schriftsteller Hugo Loetscher unseren Autor darüber, dass der Mensch wurzellos sei

FOTOS: PHOTOPRESS/KEystone/DPMA, WALTER GÖBBELZ (UNTEN)

Dazu erklingt Piotr Kraskas sardonisches Lachen an der Theke

heißt. Mit Emil Hegetschweiler als Kellner, die letzte Filmrolle dieses großen Volksschauspielers. Die eher ländlich geprägte Schweiz wusste gar nicht, wie ihr geschieht mit diesem in der intellektuellen Welt nun hoch geachteten Zürich, das sich als Bastion einer freien Welt erwiesen hat und mit dem Odeon auch noch den würdigen Treffpunkt dieser Szene bietet.

Die Debatten der sechziger Jahre werden nach den Demonstrationen schließlich ebenso in seinen Räumlichkeiten geführt, wie dann die unmittelbare Nähe zum ersten Drogenumschlagplatz an der sogenannten Riviera in den siebziger Jahren den plötzlichen Niedergang einleitet. Rivalisierende Drogenhändlerlinge verlagern ihre Kämpfe in die Räumlichkeiten des Odeons. Es kommt zu Krawallen, das Mobiliar wird zertrümmert, der Laden schließlich 1973 dichtgemacht. Nachdem der obere Stock ganz geschlossen und die rechte Hälfte abgetrennt wurde, darf das Odeon wieder öffnen – um gute drei Viertel seines Raumes (und dementsprechend seines Charmes) gebracht. Zuerst eine Modedeboutique, dürfen nun – Ironie des Schicksals – seit den frühen neunziger Jahren in der Apotheke nebenan, früher der Ostflügel des Odeon, ganz legal Drogen verkauft werden.

Keine Verwurzelung möglich

Und heute? Auf der anderen Seite des Limmatquai macht das La Terrasse der alten Dame Odeon seit den neunziger Jahren Konkurrenz. Für die echten Rest-Odeon-Gänger, zu denen ich mich natürlich auch zähle, ist es jedoch verpönt, sich in dieses Schickimicki-Nest zu setzen. Ein Besitzerwechsel 2003/04 brachte Unruhe in die Belegschaft, den Abgang von der Barfrau Heidi, lange Jahre die Seele des Odeon, hat das Lokal bis heute nicht richtig verkraftet.

Was bleibt, sind Erinnerungen. Meine eigenen, etwa wie ich mich als blutjunger Schauspielschüler immer etwas zu aufgeregt, gestenreich und ziemlich wirr an ersten Diskussionen über Theater und Film beteiligte. Und neben dem Reden hab ich wohl auch das Flirten im Odeon erstmals praktiziert. Dann die Begegnungen mit den letzten originalen Nachtgestalten Zürichs, noch nicht so stromlinienförmig herausgeputzt wie heute, eher verschrobene und zerzauste Kneipenphilosophen. Der Dichter Walbaum (Walter Baumann), der mit rührend kindlichem Blick und Rauschbart hin und wieder ein neues Gedicht vortrug. Oder der Publizist Peter K. Wehrli, der damals gleich nebenan wohnte und mich mit alten, von ihm ausgemusterten Büchern versorgte.

Schließlich der Schriftsteller Hugo Loetscher, der mich im Odeon darüber belehrte, dass Menschen nicht „verwurzelt“ sein können, weil sie doch in der Lage seien, sich frei auf dem Planeten zu bewegen. Dazu erklingt Piotr Kraskas sardonisches Lachen an der Theke. Er ließ sich in den achtziger Jahren zum unumschränkten König über das „ZEN- und A-ZentrisChe Weltreich“ ausrufen und hält das bis heute durch; einen jahrelangen Kleinkrieg mit den Verkehrsbetrieben der Stadt Zürich mit eingeschlossen, da der Souverän selbstverständlich keine Fahrkarten löst.

Was die Erinnerung an die Historie angeht, ist nun Erfreuliches zu berichten: Zum 100. Geburtstag des Cafés hat der Europa-Verlag das großartige Buch von Curt Riess *Café Odeon*, bereits 1973 erschienen, wieder aufgelegt, versehen mit einem kenntnisreichen Vor- und Nachwort von Esther Scheidegger. Unbedingt lesenswerte Lektüre. Welt- und Kulturgeschichte durch das Brennglas eines Kaffeehauses gesehen. Mitreißend von einem mit allen Wassern gewaschenen Journalisten erzählt. Wahlich ein Dokument des 20. Jahrhunderts, verfasst von – natürlich – einem Stammgast.

Café Odeon Curt Riess, Vorwort von Esther Scheidegger, Europa Verlag 2010, 350 S., 22 €

Marc Ottiker wurde 1967 in Zürich geboren. 1984 bis 1987 besuchte er die Schauspielschule in Zürich. Lebt heute als Autor und Filmemacher in Berlin. Mehr auf ottiker.de

Treffpunkt im Grandcafé

Legenden Schau doch, da sitzt Lenin, und dort Hugo Ball: Als der Weltgeist ein Stammgast im Zürcher Kaffeehaus Odeon war

■ Marc Ottiker

Am Sonnabend des 1. Juli 1911 um Punkt 18 Uhr öffnet der Münchner Cafetier Joseph Schottenhaml die Pforten des Café Odeon am Limmatquai in Zürich. Das *Tagblatt der Stadt Zürich* veröffentlicht an jenem Tag eine Annonce, welche als besondere Attraktionen die „eigene Konditorei, 10 Neuhusen Billards, 2 Match Billards sowie Münchner Löwenbräu und Pilsner Kaiserquell Biere“ im Odeon anpreist. Die im Wiener Jugendstil gehaltenen, auf zwei Stockwerke verteilten Räumlichkeiten strahlen in den kommenden Jahrzehnten jedoch eine über Bier und Billard noch weitaus größere Attraktivität aus und tragen maßgeblich dazu bei, aus dem beschaulichen Zürich eine, wenn auch kleine, Großstadt zu machen.

Das Odeon wird schnell ein Ort urbaner Weltläufigkeit, ein Treffpunkt der Kosmopoliten, wofür der bald auf groteske Art gewalttätige Weltenlauf maßgeblich verantwortlich sein wird. Während zwei Weltenbrände das Antlitz der Menschheit endgültig in eine Fratze verwandeln, versammeln sich hier Künstler und Literaten aus der ganzen Welt. Sie versuchen an dieser Menschheit nicht zu verzweifeln, kämpfen um einen Ausdruck für den Irrsinn alltäglichen Mordens und Sterbens, bekämpfen ihre Fassungslosigkeit mit hitzigen Gesprächen oder einfach mit einer Tanzeinlage im oberen Stockwerk, werden aber von der täglichen Lektüre der zahllosen, zum Teil zweimal am Tag erscheinenden Zeitungen immer wieder um ihre fragile Balance gebracht. Das alles unter den Augen von geflissentlich die Exzesse oder anderen (monetären) Schwächen ihrer Stammkundschaft übersehenden Kellnern, die im Grunde das Rückgrat dieser unglaublichen Erfolgsgeschichte bilden.

Die geschwungene Theke wirkt wie eine tektonische Platte, an der weltpolitische Verwerfungen sehr genau wahrgenommen werden, wenn diese Erschütterungen nicht sogar vom Odeon ihren Ausgang nehmen. Hier verhandelt Lenin, der seit 1914 im Exil in der Schweiz lebt, mit deutschen Gesandten die Modalitäten der legendären Fahrt im versiegelten Zug durchs Deutsche Reich nach St. Petersburg. Vor dem Odeon versammelt er sich mit 40 Mitreisenden vor der Abreise.

Handgreiflichkeiten

Bis dahin ist Lenin einer der ersten Stammgäste, entflieht so den ärmlichen Verhältnissen seines kleinen Zimmers in der Altstadt. Stundenlang vertieft in die internationale Presse oder diskutierend mit regelmäßig eintreffenden Sympathisanten. Als Hugo Ball 1916 das Cabaret Voltaire in der Spiegelgasse eröffnet und damit in unmittelbarer Nachbarschaft Lenins mit der Dada-Bewegung eine kulturelle Revolution vom Zaun bricht, liegen nächtelange Diskussionen mit seinen Mitstreitern Tristan Tzara, Emmy Hennings oder Hans Arp im Grandcafé Odeon hinter ihm. Hier bespricht Karl Krauss mit Freunden, wie er das Manuskript seines monströsen im Glarnerland geschriebenen Theaterstücks *Die letzten Tage der Menschheit* an Zoll und Zensur vorbei nach Wien schaffen kann. Hier rührt Albert Einstein sinnierend in einer Kaffeetasse, während ihm womöglich die Grundzüge seiner Zeit und Raum in ein neues Licht setzenden Theorie einfallen.

Der Riss, der durch die Schweiz geht während des Großen Krieges – soll man sich auf die Seite der Deutschen oder der Franzosen stellen, oder soll man neutral bleiben? –, er geht auch mitten durch das Odeon. Hier wird die nationale Debatte über die Neutralität gelegentlich durchaus handgreiflich geführt. Dass dann mit Oberst Ulrich Wille sogar ein Stammgast zum General berufen wird, mag die Gemüter vielleicht beruhigt haben. Jedenfalls entpuppt sich dieser bodenständige Militär dann als Garant der eidgenössischen Neutralität ... Und das Odeon kann eine europäische In-

sel der Literaten und Intellektuellen bleiben. Als Wille im November 1918 den einzigen Landesstreik in der Schweizer Geschichte militärisch niederschlagen lässt, müssen im Café Odeon, wo auch die Granden der Sozialdemokratie verkehren, die Wellen wieder hochgeschlagen sein.

In der Zwischenkriegszeit herrscht dann, wie in allen Metropolen Europas, ungezügelter Hedonismus und Amusement. Im oberen Stock spielt Abend für Abend die Musik, Champagner fließt in Strömen (tatsächlich bietet das Odeon als erste Lokalität überhaupt das einzelne Glas Sekt anstelle der ganzen Flasche an, ein Bombengeschäft), den Damen rutschen gerne die dünnen Träger ihrer Kleider über die Schultern, und die Herren wedeln mit den großformatigen Geldscheinen.

Ab 1933 scharft sich erneut die literarische Elite aus dem benachbarten Ausland um die runden Bistrotische. Die Buchhändler- und Verlagslegende Emil Oprecht hat gerade den Europa-Verlag gegründet, verlegt Literatur, die in Nazi-Deutschland verbrannt wird, und führt seine Autorengespräche lieber gleich im Odeon. Else Lasker-Schüler taucht fast täglich auf, Erika und



**Am anderen
Ende des Odeon
liest der
kommunistische
Publizist Willi
Münzenberg**

Klaus Mann stoßen dazu. Nur im Café zu sitzen, reicht ihnen bald nicht mehr, und so gründen die Geschwister das Kabarett „Pfeffermühle“. Auch Frontisten, Schweizer Nazi-Sympathisanten, verkehren im Odeon, und so spiegelt das Lokal erneut die Auseinandersetzungen innerhalb der Schweizer Gesellschaft wider. Während die Rechten bewusst laut ihre Verachtung für Juden und Kommunisten kundtun, liest am anderen Ende des Odeons der kommunistische Publizist Willi Münzenberg, unmitttelbar nach der Machtergreifung aus Berlin geflohen, die Druckfahnen seines ersten Braunschweiger *Reichstagsbrand und Hitlerterror*, das bereits Ende 1933 die Welt über den faschistischen Terror in Deutschland aufklärt.

Kurz vor dem Krieg kann Oprecht gerade noch verhindern, dass die Nazis über Strohmänner das Zürcher Schauspielhaus, das ihnen seit Langem ein Dorn im Auge ist, aufkaufen. Erste Gerüchte über diesen Coup werden im Odeon ausgetauscht und an der Theke nach einem klärenden Gespräch Oprechts mit dem Besitzer bestätigt. Theaterdirektor ist der Weingroßhändler Ferdinand Rieser. Er ist überzeugt, dass die Nazis die Schweiz überfallen werden, und will sich ins Ausland absetzen. Oprecht gründet die „Neue Schauspiel AG“ und mietet das Theater von nun an von seinem Besitzer. Der Grundstein für die größte Zeit dieser Bühne ist gelegt. Unter der Intendanz von Oskar Wälterlin wird einzig und allein in Zürich auf einer Bühne deutschsprachige antifaschistische Kritik an den Verhältnissen in Deutschland geübt, etwa in den regelmäßigen Uraufführungen von Brecht-Stücken. Leopold Lindtberg, Therese Giehse und Albert Bassermann werden nun oft im Odeon gesehen, das nur einen Katzensprung von der Pfauenbühne entfernt ist.

Nach dem Krieg erleben Dürrenmatt und Frisch ihre ersten Uraufführungen im Schauspielhaus und sind nach ausgiebigen lukullischen Vergnügungen in der Kronenhalle des Öfteren noch auf einen Absacker im Odeon auf der anderen Straßenseite gelandet. Dann dreht 1959 der Schweizer Filmregisseur Kurt Früh sogar einen Film, der im Odeon spielt und auch wie das Café

Auf verlorenem Posten

Katholizismus Was bringt einen klugen Menschen wie Matthias Matussek dazu, sich mit den reaktionären Ansichten eines Bischof Dyba gemein zu machen?

■ Michael Angele

Als unsere Community-Redaktion *Das katholische Abenteuer* zum nächsten Buch erklärte, das gemeinsam gelesen und auf *Freitag.de* diskutiert werden soll, stieß sie zum Teil auf heftige Ablehnung. Das überrascht nicht. Allein an der Zahl seiner Feinde gemessen kann Matthias Matussek als Großer bezeichnet werden. Kurz bevor das Buch erschien, Anfang des Jahres, hatte Matussek sich in der Islam-Debatte zu Wort gemeldet, und einen Angriff gegen Patrick Bahners und dessen Buch *Die Panikmacher* gefahren, der seine Gegner abermals zur Weißglut trieb. Der *SpiegelOnline*-Beitrag findet sich im Buch wieder, denn so schnell werden Sachbücher heute gemacht, und lässt sich auf die Formel bringen: Bahners und Co. zeichnen den Islam weich.

Einig weiß sich Matussek mit Benedikt XVI., der zu Beginn seines Amtes Manuel II. Palaiologos zitiert hatte. Es sei fraglich, meint der byzantinische Kaiser, ob Mohammed viel Neues gebracht habe, es sei denn, dass er „vorgeschrieben hat, den Glauben, den er predigte, durch das Schwert zu verbreiten.“ Man rätselte, was den Papst da geritten hatte. Matussek sieht die Motivlage so: „Er war um Randschärfe bemüht“.

Dieses Bemühen gilt auch für das eigene Werk. So harsch dabei die Kritik am Islam ausfällt, so herzlich werden die Päpste gezeichnet (schwärmend ein Porträt von Johannes Paul II). Es ist ein rigoroses Freund-Feind-Denken, das Matussek auszeichnet; dabei gilt, nach einem berühmten Wort von Carl Schmitt, auch für den katholischen Publizisten aus Hamburg und sein Verhältnis zum Islam: Der Feind ist die eigene Frage als Gestalt. Sprich, vieles ist sich da sehr ähnlich, der vitale Glaube zum Beispiel. Umso wichtiger die Trennschärfe. Dieses Freund-Feind-Denken wirkt für die einen abstoßend, für andere aber hoch attraktiv. Es verspricht Klartext.

Sympathy for the Devil

Vorbild ist in dieser Sache der Bischof von Fulda, Johannes Dyba, genannt die „Axt Gottes“, der die tiefe Krise des Katholizismus lapidar mit einem „dann trennt sich die Streu vom Weizen“ kommentiert hatte. Kaum verwunderlich, dass der 2000 gestorbene Dyba in Matussek einen leidenschaftlichen Verehrer findet. Er bewundert an Dyba das Kantige und Kompromisslose, das radikal Unzeitgemäße, den Heroismus

eines Mannes, der die Stellung noch hält, wenn der Posten verloren scheint: „Die Menschen dort abzuholen“, wo sie sind, wäre ihm nicht im Traum eingefallen. Die Menschen sollten von alleine kommen, denn die frohe Botschaft und die Liturgie und das, wofür die katholische Kirche steht, sollten attraktiv genug sein.“

Sodann findet sich ein Gespräch rekapituliert, das Matussek mit Dyba zwei Jahre vor dessen Tod geführt hatte. Unter anderem ging es um die von Dyba fanatisch bekämpfte Ho-

Der moderne Relativismus ist auch tief in dieses Buch eingedrungen

mosexuellenehe. „Aber natürlich ist Dyba gegen die Schwulenheirat, ganz einfach, weil das Sakrament der Ehe nun mal zwischen Mann und Frau gespendet wird. Das ist, sozusagen, katholische Hausordnung. Die wird im Übrigen nicht nur durch die Bibel, sondern auch durch das Grundgesetz favorisiert.“

Man spürt ein Unbehagen in diesen Zeilen. Gewiss, Matussek teilt die erzkonservativen Ansichten Dybas „irgendwie“, ist aber doch ganz froh, dass ihm das weltliche Grundgesetz zur Seite springt. Der Autor ist eben nicht nur Katholik und wurde anders als Dyba durch die Pop- und Protestkultur der sechziger und siebziger Jahre sozialisiert (ein paar Seiten handeln im aktuellen Buch davon, mehr in seinem vorletzten *Als wir jung und schön waren*). Die Folge: Die reaktionäre Weltsicht des „wahren“ Katholizismus wird in einer Faszinationsfigur gespiegelt und gebrochen. Übrig bleibt die Bewunderung für eine „Haltung“, bleibt der radikale Gestus, nicht die Radikalität selbst – *Das katholische Abenteuer. Eine Provokation*.

In der Tat. Aber man täte Matussek Unrecht, würde man das provokative Mo-

ment nur im publizistischen Kampf für eine unzeitgemäße Weltanschauung sehen. Denn der Katholizismus ist auf der einen Seite ein komplexes, ideologisch-machtpolitisches Geflecht, auf der anderen Seite aber ein Ritus. Das „katholische Abenteuer“, das er uns vor Augen führen will, ist in erster Linie die religiöse Erfahrung, die der katholische Gottesdienst ermöglicht. In der Liturgie scheint das Heilige so erfahrbar, wie der Religionswissenschaftler Rudolf Otto es verstand: als *mysterium tremendum* wie als *mysterium fascinans*. Diesem „Geheimnis der Form“ (Matussek) aber sind alle weltlichen Inhal-

te äußerlich. Sie werden, so gesehen, nur adressiert, als sie dieses „Geheimnis“ bedrohen.

Allerdings, und darin liegt die Krux, fühlt sich der Katholizismus (zu Recht) von der Moderne schlechthin bedroht. Der moderne Mensch kniet nun einmal nicht gerne, aber eine Liturgie, ohne hinzuknien, und allgemeiner ein Glaube ohne Demut sind für den strengen Katholiken weder denk- noch wünschbar. Wie soll man das als ein Mensch, der wie Matussek an der „archaischen Sprache des Opfers“ festhält, zugleich aber an den Segnungen der Moderne partizipieren will, bloß aus-



ILLUSTRATION: CHRISTOPHER DOMBRES

halten? Die Antwort: Indem man sich im Widerspruch einrichtet.

Das fällt umso leichter, als der „Relativismus der Moderne“ (Benedikt XVI.) schon viel tiefer ins katholische Herz eingedrungen ist, als man meinen könnte. Es wundert nicht, dass Dyba von Matussek als Medienfigur akzentuiert wird. „Es gab kaum eine Talkshow, die ihn nicht einlud, denn er blieb sich treu“. Aber was heißt hier treu? Der Reaktionär als Talkshowgast ist natürlich gar keiner mehr, sondern eine Planstelle in den Gesprächsrunden der Fernsehrepublik. Gerne hätte man als Bürger dieser Republik Dyba in einer Runde mit Margot Käsmann gesehen, die, so darf man vermuten, alles verkörpert, was Dyba (und Matussek) hassten.

Schmucklose Kirche

Aber nicht nur die beiden. Die Kritik an einer weichgespülten Kirche, die anstelle des Evangeliums „Besinnlichkeiten“ zu Afghanistan oder Hartz IV zu bieten hat, kann sich zunehmend breiter Sympathie sicher sein (wer den letzten Auftritt von Käsmann bei *Anne Will* gesehen hat, wird verstehen, was ich meine). Auch wenn Matussek das freiwillige Zölibat leidenschaftlich verteidigt, wirkt das in einer hypersexualisierten, aber dadurch nicht eben glücklich gewordenen Gesellschaft nicht einfach nur starsinnig. Mit anderen Worten: Nicht nur der Relativismus der Moderne ist weit fortgeschritten, auch das Unbehagen an ihr ist es. Die Frage ist nur, welche Konsequenzen das Publikum zieht. Mehrheitlich vermutlich gar keine. In der „transzendenten Obdachlosigkeit“ (Georg Lukács) kann man es sich in unseren Breitengraden dann doch zu behaglich einrichten, anders etwa in Südamerika, von der ein paar interessante Reportagen im zweiten Teil des *katholischen Abenteuers* handeln.

Daneben handelt das Buch auch von Engeln und Idolen, und spricht mit geistreichen Menschen über den Katholizismus, die sich, natürlich!, allesamt als Agnostiker entpuppen. Der Relativismus ist auch in die Form dieses Buches eingewandert, das ein erzählendes Sachbuch für die zerstreute Lektüre und keine Schrift für ein strenges Exerzitium ist. Und warum auch nicht? Neben einem gewinnenden Porträt des Vaters kann einen schon anrühren, wenn Matussek von seinen Kirchgängen erzählt. Nicht nur, dass es ein versprengtes Häuflein ist, das sich da in einer schmucklosen Kirche in Hamburg trifft, ihm scheint sich ja auch wahrhaftig das Tor zu einer „Gegenwelt“ zu öffnen. Da ist Gottes Wort in seiner „nicht abgenutzten Fremdheit“, schönes Wort, und da ist Stille. Aber braucht es für solche Abenteuer wirklich einen erzkonservativen Katholizismus?

Das katholische Abenteuer. Eine Provokation
Matthias Matussek Deutsche Verlags-Anstalt
2011, 368 S. 19,99 €

» Freitag-Blogger lesen das Buch und schreiben darüber auf Freitag.de

ANZEIGE




24.6.-22.8. Dresden
www.filmnaechte.de



Unsere Empfehlung:
PALAIS SOMMER
4.8.-28.8.2011
www.palaisommer.de

filmnächte
am
elbufer

STADTPARTNER



FILMNÄCHTE AUF DEM THEATERPLATZ 8.7.-21.8. CHEMNITZ



Diagnose: Mensch

Urbane Klumpen in grauer Substanz: Das aktive Hirn der Stadt

Was unterscheidet den Menschen vom Tier? Wo genau sitzt seine Seele? Was ist Intelligenz, was Glück, woher rührt die Liebe? Viele, viele Jahre oblag es Philosophen, darüber nachzudenken. Dann kam die Hirnforschung.

„Für manche Wissenschaftler scheint die Auflösung des Enigmas von Gehirn und Geist bereits ausgemachte Sache zu sein“, konstatierte der Freiburger Neurologe Ludger Tebartz-van-Elst vor vier Jahren mit subtilem Verweis auf ein Manifest, das eine Riege „führender Neurowissenschaftler“ – darunter die üblichen Verdächtigen Gerhard Roth (Bremen) und Wolf Singer (Frankfurt am Main) – zuvor in der Zeitschrift *Gehirn & Geist* veröffentlicht hatte. Die Forscher stellen darin fest, dass neue Methoden wie die funktionelle Magnetresonanztomografie (fMRT) die Menschheit nun über eine neue Schwelle der Betrachtung führen würden. „Was unser Bild von uns selbst betrifft, stehen uns also in sehr absehbarer Zeit beträchtliche Erschütterungen ins Haus.“

Sieben Jahre später ist die Suche nach einem neurologischen Korrelat der Seele zwar noch erfolglos, aber an der Erschütterung des Selbstbildes wird gearbeitet. Insbesondere, was die Verknüpfung bestimmter Hirnwindungen mit Verhaltensdefiziten betrifft, gewährt die Forschung immer tiefere Einblicke, und man darf dabei nicht nur an Trauma, Sucht, Depression denken. Es geht auch darum, was das normale Leben mit dem normalen Gehirn anstellt, bevor es zum Seelen-Crash kommt.

Paul Haggis übrigens hat mit seinem Regiedebüt *L.A. Crash* schon 2004 vorweggenommen, was deutsche Forscher vom Zentralinstitut für seelische Gesundheit in Mannheim nun in *Nature* offenbart: Menschen in der Stadt sind nicht nur großem Stress ausgesetzt, sie reagieren auf Stress auch anders als das gemeine Landei und wirken labiler. Versuche an Ratten und Affen hätten gezeigt, dass das *overcrowding* Stress und Krankheit induzieren könne, heißt es in einem Begleitartikel zur Studie. Da immer mehr Menschen in der Stadt leben (schon 50, bald 70 Prozent), liegt es also nahe, auch für Menschen von einer wachsenden Gefahr auszugehen, ausgelöst durch das stressige *crowding* der urbanen Existenz.

Die Mannheimer Wissenschaftler wollen nun sogar das neurologische Korrelat dieses mutmaßlich erhöhten Risikos gefunden haben, als Stadtmensch psychisch zu erkranken. Entdeckt haben die Forscher die hirngewordene Entsprechung dank der im Manifest hervorgehobenen und mittlerweile verbreiteten fMRT-Methode, die im Wesentlichen zeigt, in welchem Areal das Gehirn eines Menschen während einer Tätigkeit oder eines Reizes besonders viel Sauerstoff geliefert bekommt. Diesen Bereichen wird dann eine besondere „Aktivität“ unterstellt, obwohl diese Aktivierung ein statistisches und keinesfalls kausales Signal darstellt. In ihrem Versuch zu Stadt und Stress ließen die Forscher nun verschiedene Gruppen – echte Landeier, Provinzler und echte Städter – unter stressigen Beschimpfungen Aufgaben im fMRT lösen. Mit dem Ergebnis, dass sich im Gehirn von städtisch sozialisierten Probanden bestimmte Regionen auffällig „aktiv“ zeigten. Regionen, die in anderen Experimenten auch schon mal mit verschiedenen psychischen Leiden wie Schizophrenie oder Depressionen assoziiert waren. Was natürlich alarmierend klingt. Es aber nicht ist. Denn: Alle Teilnehmer der Studie waren psychisch völlig gesund!

Das eigentliche Resultat der Studie lautet also, dass das Leben in der Stadt den Menschen und sein Hirn anders prägt als das Leben auf dem Land. Interessant ist das allemal. Aber was an der Stadt – wenn überhaupt – krank macht, werden bunte Hirnscans nicht verraten. *Kathrin Zinkant*



Nicht für die Schule, fürs Leben lernen wir: Aufmerksamkeit per Pille hilft langfristig wenig – auch wenn sich die Kleinen artig strecken

Niemals ausgezappelt?

ADHS Die medikamentöse Behandlung von Kindern mit Aufmerksamkeitsproblemen soll vor allem langfristig helfen. Allmählich zeigt sich, dass sie das gar nicht kann

■ Susanne Donner

Jeden Tag fallen diese Worte in den Praxen von Kinderärzten und Psychiatern: Das Kind, das kaum ruhigzustellen ist und sich nicht konzentrieren will – es hat ein Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätssyndrom, kurz ADHS. Es ist ein Urteil, das viele Eltern in große Bedrängnis bringt. Denn Mediziner raten meist zur Behandlung mit dem Psychopharmakon Methylphenidat, besser bekannt unter dem Markennamen Ritalin. Freunde und Bekannte empören sich dann, falls Eltern auch nur erwägen, das Kind mit Tabletten „vollzupumpen“. Und die Nachbarn beschwichtigen: Ihr Sohn könne endlich konzentriert die Hausaufgaben erledigen, seit er das Medikament nimmt.

Im Kern kreist die Diskussion um die Frage, ob der langfristige Nutzen einer Dauermedikation die Risiken aufwiegen kann – oder ob sich das Kind ohne Medikamente am Ende doch besser entwickelt. Als Therapie der Wahl empfehlen Ärzte ohnehin längst eine Kombination aus Arznei und Psychotherapie. Als Wirkstoffe werden dabei entweder Methylphenidat (Ritalin, Medikinet, Concerta) oder das etwas jüngere Atomoxetin (Strattera) verschrieben.

Die kurzzeitige Wirkung des umstrittenen Methylphenidats wurde inzwischen in mehr als 200 Studien untersucht, und die meisten Mediziner sind sich einig, dass der Wirkstoff in etwa 70 Prozent der Fälle die Symptome des ADHS lindert. Die Kinder werden aufmerksamer, sie können sich unter dem Einfluss des Medikaments besser konzentrieren. In der Schule zappeln oder rutschen sie weniger herum und sind weniger impulsiv. Ritalin-Kritiker sagen: Die Kinder funktionieren besser.

Der Linderung der Symptome stehen dabei natürlich Nebenwirkungen gegenüber. Die Kinder können unter Schlafstörungen leiden oder den Appetit verlieren. Verbreitet sind Bauch- und Kopfschmerzen. Überdies werden sehr seltene, aber dafür umso schwerere Nebeneffekte diskutiert. Da Methylphenidat den Blutdruck und den Puls anhebt, könnte zum Beispiel das Risiko ei-

nes plötzlichen Herzversagens oder Schlaganfalls für Kinder mit angeborenem Herzfehler erhöht sein. Die amerikanische Gesundheitsbehörde FDA kommt zwar vorläufig zu dem Schluss, dass die Gefahr nicht größer ist als in der übrigen Bevölkerung, doch man mahnt zur Vorsicht. Für Atomoxetin gibt es Hinweise, dass die Selbstmordrate in geringem, aber merklichem Umfang ansteigen könnte, was weiter untersucht werden soll.

Alles in allem fallen die unmittelbaren Nebenwirkungen wenn überhaupt, dann aber eher milde aus. Deshalb halten Ärzte an der Behandlung fest, zumal sie davon ausgehen, dass Kinder mit ADHS vor allem langfristig von den Medikamenten profitieren. Sprich, dass sie nicht nur in der Schule bessere Leistungen erzielen, sondern auch in sozialer und emotionaler Kompetenz zulegen und später seltener straffällig und drogensüchtig werden.

Hoffnung in der Hirnstruktur

Diese Verheißung haben nicht zuletzt die Hersteller der einschlägigen Präparate gerne genährt. Scheinbar erdrückend war die Zahl der Erhebungen, denen zufolge ein unbehandeltes ADHS erst mit schlechteren Noten, dann aber auch mit Arbeitslosigkeit, Straftaten, Anzeigen, Autounfällen, Führerscheinentzug, einem geringen sozioökonomischen Status und Drogenmissbrauch einhergeht. Auch die sozialen Bindungen der einstigen Zappelkinder erwiesen sich in Studien als später weniger stabil, verglichen mit der übrigen Bevölkerung.

Was Ursache und Folge ist, ob das Leben mit einer ADHS-Diagnose alleine schon eine ausgrenzende und folgenreichere Lebenserfahrung ist oder ob ADHS tatsächlich selbst die genannten Auffälligkeiten provoziert, blieb aber ungeklärt. Wie viele Statistiken offenbart auch die für ADHS-Opfer keine kausalen Zusammenhänge. Sie erlauben auch keine Prognosen für das Einzelschicksal.

In den Fähigkeiten der Kinder spiegelt sich die Wirkung aufs Hirn nicht wider

Dennoch hegen Psychiater, Neurologen und Pediatler die Hoffnung, dass sich das ernüchternde Bild dank Medikamenten aufhellt. Was bisher als durchaus berechtigte Erwartung erschien, wird nun durch die ersten langfristigen Untersuchungen erheblich gedämpft: Medikamentös behandelte Kinder mit ADHS sind demnach als Erwachsene zum Beispiel nicht häufiger, aber auch nicht seltener drogenabhängig als unbehandelte Kinder mit ADHS. Rund ein Dutzend Studien haben das zutage gefördert. „Die Medikamente schützen nicht vor Drogenmissbrauch. Aber sie schaden auch nicht“, fasst die ADHS-Forscherin Judith Rapoport vom National Institute of Mental Health in Bethesda, Maryland, zusammen.

Selbst die schulischen Leistungen verbessern sich langfristig nicht. Zwar erzielen die Kinder unter Medikamenteneinnahme im Schnitt geringfügig bessere Noten und schneiden in einzelnen Tests besser ab. Beispielsweise wertete Richard Scheffler von der Universität Kalifornien in Berkeley die Resultate von 594 Kindern mit ADHS vom Kindergarten bis zur fünften Klasse aus. Die medikamentös Behandelten waren in Mathematik und im Lesen geringfügig besser, konnten aber nicht annähernd zur Gruppe der Kinder ohne ADHS aufschließen, analysierte Scheffler 2009 im anerkannten *Journal of Pediatrics*. In der Mehrzahl der Studien nivelliert sich der Leistungsschub nach drei Jahren. „Es gibt keinerlei Belege dafür, dass man als Erwachsener besser dasteht, wenn man als Kind ADHS-Medikamente bekommen hat“, sagt die kanadische Psychiaterin Margaret Weiss von der University of British Columbia. Auch in Kombination mit einer Psychotherapie konnten die Medikamente in der weltweit bekanntesten Studie, der MTA-Studie (*multimodal treatment of ADHS*), keine langzeitliche Wirkung entfalten: Acht Jahre später unterschieden sich mit Placebos behandelte Kinder weder in den Schulnoten noch in der Zahl der Inhaftierungen und der Einweisungen in eine psychiatrische Klinik. Art und Intensität der Behandlung könnten nicht den späteren Zustand vorhersagen, schreiben die Autoren.

Dabei gaben Beobachtungen am Gehirn den Forschern durchaus Anlass zur Hoffnung: Bei ADHS reift besonders der präfrontale Cortex, der für Planung und Entscheidungen zuständig ist, um Jahre später, wie Judith Rapoport 2007 in den *Proceedings of the National Academy of Sciences* anhand der Daten von 446 Kindern und Jugendlichen darlegte. Der motorische Cortex, der Bewegung koordiniert, entwickelt sich dagegen schneller als üblich. Unter dem Ein-

fluss von Stimulanzien scheint sich die Gehirnentwicklung der Kinder mit ADHS jener von gesunden Kindern anzugleichen.

Diese Normalisierung beobachtete Rapoport an der so genannten Konsolidierungsphase, die zum Ende des ersten Lebensjahrzehnts die Hirnrinde dünner werden lässt. Bei ADHS setzt auch dieses Schrumpfen später ein, aber es läuft viel rasanter ab als bei gesunden Kindern. Unter Psychostimulanzien verlangsamt sich der Vorgang dann, wird allerdings noch langsamer als bei Gesunden. Die Interpretation dieser Daten ist eine Kunst für sich. Für Rapoport ist klar: „Unter dem Einfluss der Medikamente normalisiert sich die Gehirnentwicklung.“ Veit Rößner von der Universitätsklinik Dresden fand einen ähnlichen Effekt in Hirnscans von ADHS-Patienten: Die Medikamente bremsen die natürliche Dickenverminderung der grauen Substanz, die bei einem unbehandelten ADHS abnorm schnell abläuft. Die Gehirne von Kindern mit ADHS und von Gesunden werden einander ähnlicher. Bloß: In den Kompetenzen der Kinder spiegelt sich diese Normalisierung nicht wider.

Groteske Folge der Pillenwoge

Auch in anderer Hinsicht sind die Langzeitstudien entlarvend: Ging man bis vor wenigen Jahren davon aus, dass sich ADHS mit dem Heranwachsen verliert, berichten nun viele Forscher, dass dies auf einen Teil der Kinder nicht zutrifft. Weshalb die Symptome trotz Therapie oft fortbestehen, darüber gehen die Meinungen der Mediziner weit auseinander. Psychopharmakologe Ian Wong von der University of London mutmaßt, dass das Gehirn durch die Stimulanzien so verändert wird, dass ADHS-Kinder auch als Erwachsene Medikamente brauchen. Das wäre zweifelsohne eine groteske Folge der Kinderpillenwoge. Andere Forscher sind aber überzeugt, dass die Medikamente eher zu früh abgesetzt würden. Nach einem Jahr nimmt rund jedes zweite Kind die Tabletten nicht mehr ein. „Das ist ein Problem“, sagt Veit Rößner. Würden die Arzneien dauerhaft und konsequent eingenommen, könnten diese auch langfristig wirken, spekuliert er.

Letztlich zeigt sich nur, dass das medizinische Verständnis des ADHS unzureichend ist. Es bleibt das unbefriedigende Fazit: „Die Medikamente wirken in der Gegenwart“, sagt Margaret Weiss, „aber sie nützen nicht für die Zukunft. Warum, wissen wir nicht.“

Susanne Donner schreibt für den Freitag vor allem über Themen von Pharma bis Psyche

Kaufe mich ganz unbemerkt

Neuromarketing Auf der Suche nach dem Kaufreiz im Menschen bedient sich die Werbung bei der Hirnforschung. Aber wie weit kann Manipulation wirklich gehen?

■ Michael Greiner

Zu jedem Kinobesuch gehört Werbung. Das war schon so, als der US-amerikanische Marktforscher James Vicary 1957 erstmals eine Studie zur Wirkung von Kinowerbung vorstellte, die der Betrachter gar nicht wahrnimmt. Vicary wollte nachgewiesen haben, dass man den Absatz von Popcorn und Cola verdoppeln könne, indem man Zuschauern während des Films für Bruchteile einer Sekunde – und somit unbemerkt – die Botschaft „Iss Popcorn, trink Cola“ zeigt. Einige Jahre später, nachdem Zweifel an seinem Experiment aufkommen waren, musste Vicary zwar zugeben, dass er die Ergebnisse frei erfunden und als PR-Kampagne für sein Marketing-Unternehmen gedacht hatte. Seine Idee einer Werbung aber, die unbewusst auf die menschliche Psyche wirkt, blieb.

Heute geht die Werbebranche einen Schritt weiter als zu Vicarys Zeiten und arbeitet direkt mit Neurowissenschaftlern zusammen. In den vergangenen Jahren ist daraus ein neuer Forschungszweig entstanden, das so genannte Neuromarketing. Seit Kurzem geht es dabei auch nicht mehr nur um Werbung für Bier, Waschpulver oder Autos, sondern um Delikatere wie die unbewusste Wirkung von Wahlwerbung.

Die Bremer Markenagentur red-pepper hat jüngst erstmals die Wahlwerbung von



Image ist bei Softdrinks alles, beeinflusst es den Konsum doch stärker, als man denkt

Parteien auf unbewusst vermittelte Motive und Emotionen untersucht. Zum Einsatz kam eine neue Methode aus klassischer Marktforschung und Neuromarketing. Innerhalb von ein bis zwei Sekunden mussten 100 Probanden Wahlplakate intuitiv zwischen Extremen wie „klar“ oder „unübersichtlich“ bewerten. Heraus kam laut Studienleiter Thomas Loest, dass die Grünen voll im Trend einer Volkspartei liegen: „Ihre Wahlwerbung ist weniger profilscharf und spricht einen breiteren Motivbereich an als die anderer Parteien.“

„Als Kunden oder Konsumenten nehmen wir viele Signale, die uns die Werbung oder ein Plakat sendet, nur unbewusst wahr“, kommentiert Loest das Ergebnis. „Aber gerade diese implizite Codierung lenkt unsere Entscheidung weit stärker als unsere rationalen Überlegungen.“ Der Kognitionswissenschaftler Fabian Stelzer von der Firma WhiteMatter Labs in Osnabrück

sieht das etwas anders. Es sei zwar erwiesen, dass die Aufnahme unterschwelliger Reize sich auf Wahrnehmung und Emotionalität auswirken kann, aber „ein nachhaltiger Effekt oder gar eine Überlegenheit gegenüber der bewussten Wahrnehmung von Werbebotschaften konnte bisher nicht nachgewiesen werden.“

Coke oder Pepsi?

Viele Ergebnisse des Neuromarketings sind bereits vor der Veröffentlichung der ersten Studie in der Werbeindustrie genutzt worden. „Ein guter Verkäufer wandte Erkenntnisse des Neuromarketings bereits in den Sechzigern auch ohne Kernspintomografen an“, wie es Fabian Stelzer formuliert.

Noch mehr als damals werden heute Produkte von der Werbung gezielt mit einem Image von Macht, Ansehen oder Sex verknüpft, das wir als Konsumenten während

unserer Kaufentscheidung unbewusst mit dem Produkt verbinden sollen. Die Imageproduktion lassen sich die Unternehmen einiges kosten. So wurden im Jahr 2010 laut Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft 29,53 Milliarden Euro in den deutschen Werbemarkt gesteckt. Aus diesem Topf wird auch die junge Disziplin des Neuromarketings finanziert.

Doch manipuliert uns unbewusste Werbung nun wirklich stärker oder nachhaltiger als bewusste? Um das herauszufinden, nutzen Forscher und Werbefachleute im Neuromarketing viele Methoden aus der medizinischen Forschung. Eine oft verwendete Methode ist dabei die funktionelle Magnet-Resonanz-Tomografie (fMRT), die zeitnah die Durchblutung verschiedener Hirnareale sichtbar macht, anhand der man glaubt, indirekt auf die Gehirnaktivität schließen zu können.

Die fMRT-Methode wurde schon 2004 in einer der ersten Studien zum Neuromarketing genutzt. Die Arbeit erschien in der Zeitschrift *Neuron*, die Forscher wollten herausfinden, auf welche Hirnbereiche die Entscheidung zwischen Pepsi und Coca Cola im Gehirn zurückgeht. Probanden bekamen Kostproben von Coke oder Pepsi zu trinken und sollten danach sagen, welches der beiden sie bevorzugen.

Wussten die Personen nicht, was sie trinken, entschied sich eine Hälfte der Probanden für Coke, die andere für Pepsi. Für Coke- wie auch bei Pepsi-Fans beobachteten die Forscher dabei ein vergleichbares Signal im präfrontalen Cortex, einer Hirnregion hinter der Stirn, die als Mittler zwischen Gefühl und Verstand gilt. Hatten die Testpersonen in einem folgenden Test die Wahl zwischen einer unbekanntem und einer mit Coke oder Pepsi beschrifteten Dose, die beide das gleiche enthielten, so entschieden sich in der Coke-Gruppe 77 Prozent für die beschriftete Dose und in der

Pepsi-Gruppe nur 46 Prozent für die beschriftete Pepsi. Die Probanden, die Coke wählten, zeigten im fMRT für mehrere Gehirnregionen jetzt unterschiedliche „Aktivität“ im Vergleich mit den Pepsi-Wählern, etwa im bilateralen Hippocampus, der für das Gedächtnis verantwortlich ist, oder im Gyrus parahippocampus, dem eine Rolle für Assoziation und Sozialempfinden zugesprochen wird.

Kaufreiz im Gehirn

Die Forscher folgerten, dass der Grund für die unterschiedliche Gehirnaktivität der beiden Gruppen im unterschiedlichen Wissen über die Marken Pepsi und Coke liege. Die Werbung habe es geschafft, dass der Anblick der Coke-Dose Emotionen mobilisiert, die zuvor unbewusst mit der Marke verknüpft wurden.

Bislang nutzt die Werbebranche noch vorwiegend offenkundige Identifikationsangebote für ihre Produkte. Meister Proper als anpackender Saubermann oder der charmante George Clooney, der für eine Kaffeemarke wirbt, sind dafür klassische Beispiele. Auch hier könnte die Neuroforschung noch helfen: Wie solche Marken-Gefühlsverknüpfungen im Gehirn angenommen werden, untersuchten Forscher vor fünf Jahren. Heraus kam, dass Marken nur selten solche Reaktionen im Hirn auslösen wie die Emotionen, mit denen sie über die Werbung assoziiert sind.

Die Werbebranche ist also noch wie zu Zeiten James Vicarys auf der Suche nach dem Kaufreiz im Gehirn. Mit dem Neuromarketing hat sie dabei potenziell zwar Methoden zur Hand, die es erlauben, Informationen aus dem Gehirn der Konsumenten zu gewinnen. Doch eine gezielte und dabei völlig unbemerkte Beeinflussung von Käufern bleibt erst mal dieselbe Fiktion, die sie schon im Fall Vicary war.

ANZEIGE

Im Moment ist der badende Elefant direkt unter dir und deiner Kamera. Aber die Lage könnte sich auch schnell umkehren.

gürtelbeidmann

Jede Expedition hat ihre Geschichte. Begleiten Sie uns, wenn wir die größten Abenteuer des Planeten entdecken, erleben und erzählen. www.nationalgeographic.de

Abenteuer von Welt.

NATIONAL GEOGRAPHIC

Die Stärke Berlins liegt in der Offenheit

Jana Hensel
Heimat der Heimatlosen
Neue Ideen für Berlin können nur aus dem Osten kommen
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

Ich bin selbst ein Zugezogener und gehöre damit wohl zur (gefühlten) Mehrheit der Berliner Einwohner. Und ich beobachte schon lange, dass es die Zugezogenen sind, die in der Stadt den Ton angeben. Alle entscheidenden Posten werden mit „Auswärtigen“ besetzt. Wenn es Bürgerinitiativen und -proteste gibt, dann stehen fast immer Zugezogene an der Spitze. Was nicht per se schlecht ist – oft schauen sie aber nur auf „ihren“ Kiez.
Nietzsche 2011, Freitag-Community

Die Stärke Berlins liegt gerade in seiner Offenheit, in seiner Abkehr von solch unbrauchbaren Kriterien wie Herkunft. Für die Schlussfolgerung, es gebe „rein westdeutsches Personal“, muss man die Scheuklappen schon arg fokussieren – auf die SpitzenkandidatInnen der fünf größten Parteien. Unter diesen halte ich Klaus Wowereit nach wie vor für einen „urbanen, linken, klugen und zutiefst gegenwärtigen“ Spitzenkandidaten. Zum Tanzen bringen muss er weder mich, noch die Berliner Zustände. Schließlich ist er Bürgermeister, kein Tanzbär. Die Kandidatin/der Kandidat, die/den sich die Autorin wünscht, ist durch und durch artifiziell.
lissaschwert, Freitag-Community

Zurück katapultiert

Katrin Schuster
Die Grenzen der Vielfalt in Einheit
Wie der Eichborn-Verlag unzeitgemäß wurde und Insolvenz anmelden muss
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

Vielen Dank für diesen Artikel! Ich habe mich auch sehr gewundert, als ich die Meldung hörte, warte ich doch selbst mit Spannung auf angekündigte Neuheiten von Eichborn. Vielleicht hätten die Herrschaften im Verlag mal das ein oder andere Buch aus ihrem Repertoire selbst lesen sollen, zum Beispiel das *Schwarzbuch Kapitalismus* von Robert Kurz. Dann hätten sie vielleicht nicht den Fehler begangen, eine AG zu werden. Wer natürlich lieber an die Art „Eigenverantwortung“ und „Pro-Marktwirtschafts-Mentalität“ eines Günter Ederer glaubt, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihn die

Die besten Zitate aus den Kommentaren auf freitag.de/community

„Wahrscheinlich habe ich gar keine Fußballrezeptoren, weder männliche noch weibliche“ claudia

„Das Angenehme ist, dass man im Internet auch dann etwas lernt, wenn man eigentlich gar nichts lernen will“

Wolfram Heinrich

» freitag.de/community

Marktgesetze auf den Boden des Systems zurückkatapultieren.
Tiefendenker, Freitag-Community

Alte Rollenbilder

Katrin Rönicke
Sie will nicht nur spielen
Der Frauenfußball umdribbelt alte Klischees der Männer und neue Erwartungen der Emanzipationsbewegung
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

So sehr die WM beziehungsweise der Frauenfußball Chancen bietet, Klischees zu überwinden, so sind es gerade auch die Fußballerinnen selbst, die der Emanzipation einen Bärendienst erweisen. Denn auch durch die Mitwirkung in zahlreichen Werbespots, die alte Rollenbilder bedienen, stellen sie sich wortwörtlich ins Abseits.
przeja, Freitag-Community

Seit zwei Wochen – und die Dosis wird auch nicht geringer – muss ich mir nun Diskussionen darüber anhören, was am Fußball der Fußballerinnen anders ist als an dem der Fußballer. Tichy lässt das gar wissenschaftlich erläutern, und in der FAS sehe ich das Thema gleich auf der ersten Seite. Es nervt. Man fragt sich mittlerweile, in was für einer bescheuerten Gesellschaft wir leben, die sich einer Sportart auf diese Weise nähert. Ich sehe da nicht wirklich einen Unterschied

zu den früheren Aussagen des DFB, so sie denn stimmen mögen, dass die Trikots der Frauen aus anatomischen Gründen für Werbung nicht geeignet seien. Und natürlich müssen dann auch noch Männer während des Eröffnungsspiels auf Twitter fragen, ob dies wirklich schon der Slutwalk in Berlin sei. Weil Bescheuertsein durch den medialen Diskurs legitimiert wurde.
 Bei der Schwemme dämlicher Artikel und Radiointerviews habe ich bestimmt nur übersehen, dass sich auch ganz viel mit Taktik, Verletzungen der Spielerinnen, möglichen Aufstellungen und Ähnlichem beschäftigt wurde. Es ist

Bei der Eroberung eines „Männersports“ zeigt der Biathlon. 1981 fand der erste Frauenwettbewerb statt und die Weltmeisterschaft der Frauen erstmalig 1984. Seit 1989 sind die Weltmeisterschaften der Frauen und Männer gemeinsam statt. Diese Zusammenlegung hat das Interesse an den Frauen gefördert, sie mehr in den Fokus gerückt. Olympisch wurde Biathlon für Frauen 1992. Heute stehen die deutschen Biathlonfrauen aufgrund ihrer großen Erfolge oft mehr im Mittelpunkt als die Männer. Wieso ist das bei den Frauen im Fußball nicht so? Die Erfolgsdiskrepanz ist zwischen Männern und Frauen im Fußball größer als im Biathlon. Die Frauen des Biath-

Wenn die Weltmeisterschaften zusammengelegt würden, bekäme der Frauenfußball etwas Selbstverständliches

lons sind heute Stars. Sie bekommen ebenso wie die Männer gut bezahlte Moderatorenjobs nach Karriere.
 Ich denke, es liegt auch an der medialen Aufmerksamkeit, nicht nur zur WM. Wenn die Weltmeisterschaften auch im Fußball zusammengesetzt würden, dann bekäme der Frauenfußball etwas viel Selbstverständlicheres. Die Sportschau würde Interesse wecken, wenn sie regelmäßig von den Spielen der Frauenliga berichtete. Man stelle sich einmal vor, bei der Leichtathletik-WM würde nur von den Männern berichtet oder die Frauen hätten eine separate Meisterschaft. Undenkbar.
KalleWirsch, Freitag-Community

Mangelnde mediale Aufmerksamkeit

Freitag-Redaktion
Was ist dran? 6 (Fehl-)Urteile
Analyse von Aussagen zum Frauenfußball
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

Dass es auch anders laufen kann bei der Eroberung eines „Männersports“ zeigt der Biathlon. 1981 fand der erste Frauenwettbewerb statt und die Weltmeisterschaft der Frauen erstmalig 1984. Seit 1989 sind die Weltmeisterschaften der Frauen und Männer gemeinsam statt. Diese Zusammenlegung hat das Interesse an den Frauen gefördert, sie mehr in den Fokus gerückt. Olympisch wurde Biathlon für Frauen 1992. Heute stehen die deutschen Biathlonfrauen aufgrund ihrer großen Erfolge oft mehr im Mittelpunkt als die Männer. Wieso ist das bei den Frauen im Fußball nicht so? Die Erfolgsdiskrepanz ist zwischen Männern und Frauen im Fußball größer als im Biathlon. Die Frauen des Biath-

lons sind heute Stars. Sie bekommen ebenso wie die Männer gut bezahlte Moderatorenjobs nach Karriere.

Ich denke, es liegt auch an der medialen Aufmerksamkeit, nicht nur zur WM. Wenn die Weltmeisterschaften auch im Fußball zusammengesetzt würden, dann bekäme der Frauenfußball etwas viel Selbstverständlicheres. Die Sportschau würde Interesse wecken, wenn sie regelmäßig von den Spielen der Frauenliga berichtete. Man stelle sich einmal vor, bei der Leichtathletik-WM würde nur von den Männern berichtet oder die Frauen hätten eine separate Meisterschaft. Undenkbar.
KalleWirsch, Freitag-Community

Selbstorganisierung

Verena Reygers
Mehr als nur ein Traum
Kann jeder in den USA alles schaffen wie das Klischee „vom Tellerwäscher zum Millionär“ behauptet?
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

In den Vereinigten Staaten gibt es viel von dieser „Aufsteiger-Literatur“. In den Büchern wird nicht so sehr der Schwerpunkt darauf gelegt, dass du es mit „a little help by your friends“ schaffen kannst, sondern auf die Vorurteilsstrukturen und die institutionelle Diskriminierung, unter denen Menschen aus der sogenannten Unterschicht zu leiden haben.

In Deutschland entwickelt sich langsam eine Selbstorganisierung von aus sozialen Gründen im Bildungssystem Benachteiligten. *Arbeiterkind.de* ist hier am bekanntesten, aber die Organisation ist noch immer bewusst unpolitisch. So werden leider die Ursachen für die Diskriminierung nicht aufgezeigt.
Andreas Kemper, Freitag-Community

Man benötigt nicht nur den Willen und die Hilfe anderer. Man benötigt für ein Studium auch gewisse Voraussetzungen. Warum gibt es denn Kinder, die unabhängig von ihrer sozialen Herkunft Lehrinhalte sehr viel schneller verarbeiten können? Es kann und möchte gar nicht jeder Mensch studieren.
Technixer, Freitag-Community

Über die Methode lässt sich streiten

Konrad Ege
Windiges aus der Tarnkappenwelt
Publizist Seymour Hersh schreibt über die Suche nach Irans Atomwaffen
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

Es lässt sich trefflich darüber streiten, ob die Methode von Hersh die richtige ist. Ich traue diesem aber schon eine gewisse Erfahrung mit der konkreten Bedrohung durch die Macht des militärisch-industriellen Komplexes zu. Ich finde es

gut, dass er sich und seinen Ruf für das Thema verwendet und dass so dieses Thema auch hier überhaupt auftaucht.
iDog, Freitag-Community

Was wäre denn, wenn Iran eine Atombombe hätte? Pakistan hat doch auch eine. Israel hat unbestätigterweise Atombomben. Russland hat Atombomben, Großbritannien, Frankreich und die USA sowieso. Warum also die Aufregung? Die einzigen, die bislang Atombomben militärisch eingesetzt haben, sind die USA.
zelotti, Freitag-Community

Zwei linke Hände

Jakob Augstein
Welches Bild von sich bekommt man beim Gärtnern?
Der Kolumnist wird gerötigt, nachdem er sich mit dem Hammer auf die Hand geschlagen hat
 der Freitag 25 vom 22. Juni 2011

Im vorigen Jahr hieb der Gärtner mit einer exklusiven skandinavischen Axt in sein Bein. Diesmal schlug er mit dem schweren Zimmermannshammer mehrfach (!) auf seine linke Hand ein. Hier geht es nicht mehr nur um Gärtnern!
weinsztein, Freitag-Community

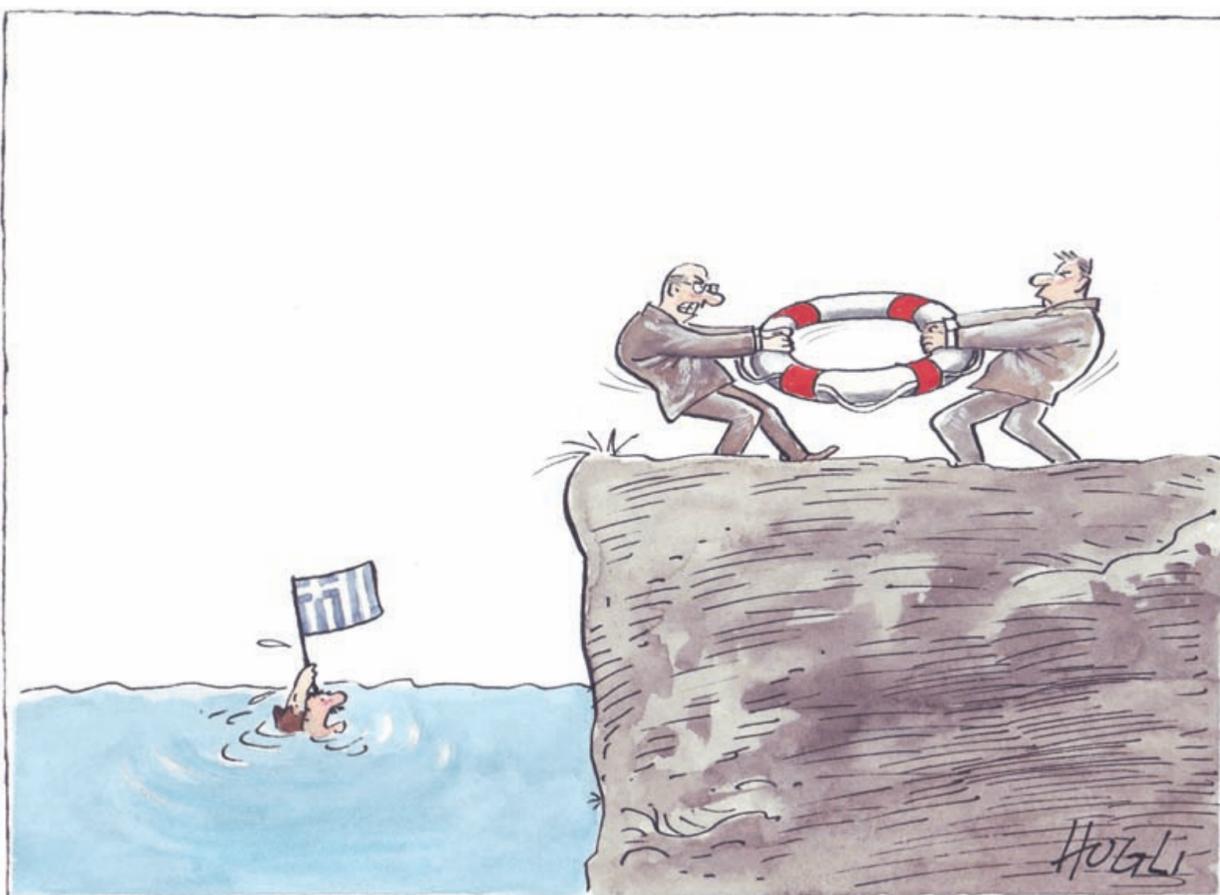
Intellektuelle: zwei linke Hände. Aber jetzt einen grünen Daumen, zumindest für ein paar Wochen.
Popkontext, Freitag-Community

Schöne Alltagsgedanken, die mir ein Lächeln ins Gesicht zaubern.
Helena Neumann, Freitag-Community

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

Impressum

Verleger Jakob Augstein
Herausgeber Daniela Dahn, György Dalos, Frithjof Schmidt, Friedrich Schorlemmer
Chefredakteur Philip Grassmann
Stellvertretender Chefredakteur Jörn Kabitsch
CvD Michael Pickardt
Art Direction Janine Sack, Anidine Müller (Beratung)
Verantwortliche Redakteure Michael Angele, (Kultur), Susanne Lang (Alltag), Christine Käppeler (Online), Jan J. Kosok (Community)
Redaktion Ulrike Baureithel, Matthias Dell, Maike Hank, Lutz Herden, Michael Jäger, Steffen Kraft, Maxi Leinkauf, Jan Pfaff, Tom Strohschneider, Daniel Windheuser, Kathrin Zinkant
Layout Jana Schnell (stellv. AD), Max Sauerbier
Bildredaktion Corinna Koch, Niklas Rock
Redaktionelle Übersetzer Zilla Hofman, Holger Hutt
Projektmanagement Nina Heinlein, Anna-Lena von Salomon
Redaktionsassistent Jutta Zeise, Ulrike Bewer
Hospitant Michael Greiner, Helen Whittle (Redaktion)
Verlag und Redaktion der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 www.freitag.de
Geschäftsführung Jakob Augstein
Beratung Prof. Christoph Meier-Siem
Verlagsleitung Dr. Christiane Düts
Anzeigenleitung Johann Plank (johann.plank@freitag.de)
Vertrieb Nicole Knoblauch (nicole.knoblauch@freitag.de)
Marketing Franziska Linow (franziska.linow@freitag.de)
Leserbriefe leserbriefe@freitag.de
Jahresbezugpreis € 145,60
 Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner: € 98,80 jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland zzgl. Versandkosten: € 31,20 Land- bzw. € 41,00 Luftpost
Abowaltung QS Quality Service GmbH
 Telefon Kundenservice (040) 3007-3510
 Fax Kundenservice (040) 3007 85 7044
 E-Mail: service@abo.freitag.de
 Service-Zeiten
 Mo – Fr 8 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 16 Uhr
 Marketing/Aktionsrufnummer: 0180 5604091
 (14 Ct./Min. aus dem deutschen Festnetz der Telekom. Abweichende Preise aus den Mobilnetzen)
 Marketing/Aktionsfaxnummer: (040) 3007 85 7055
 Der Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg
 Konto für Abozahlungen: Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG Kto.: 13505050, BLZ 10050000, Berliner Sparkasse
IT- und Redaktionstechnik HELDISCH network GmbH
Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de
Gesetzt in TheAntiquaF von Lucas de Groot, www.lucasfonts.com
ISSN 0945-2095
Kolumnenillustrationen www.ottoillustration.com



KARIKATUR: AMÉLIE GLENKE FÜR DER FREITAG



Nur ein Stuhl oder doch Kunst? Der Israeli Eyal Burstein ließ diese Frage vom Zoll klären. In Paketen schickte er Gegenstände um die Welt, um sie zu klassifizieren S. 27

Netzgeschichten

Abgeordnete mögen Facebook

Nachhilfe im Bundestag: Parlamentarier verschiedener Fraktionen haben sich im Umgang mit Facebook schulen lassen. Das weltweit größte soziale Netzwerk eignet sich prima, um Bürgernähe zu demonstrieren, Informationen zu verbreiten, und Wahlkampf zu führen. Nur: **Wenn die Parlamentarier ausgerechnet die einzige Facebook-Lobbyistin Deutschlands als Nachhilfe-Lehrerin engagieren, hat das einen faden Beigeschmack.**

Der Blog netzpolitik.org berichtete über eine Facebook-Schulung der CDU/CSU-Fraktion. Die Union bestätigte dies dem Freitag. Rund 40 Personen hätten an der 90-minütigen Veranstaltung teilgenommen. Auch andere Fraktionen sollen Nachhilfe-Unterricht bei Facebook genommen haben. Die grüne Fraktion lehnte laut Sprecher Michael Schroeren die Schulung ab, da man sie „nicht nötig“ habe.

Wäre es nicht komisch, wenn andere Unternehmen mit solchen Methoden auf Abgeordnete zugingen? **Was, wenn Maggi Kochabende im Bundestag veranstaltete? Oder Elmex Zahnputz-Workshops?** Nun ließe sich argumentieren, dass die Nutzung von Facebook für einen Politiker wichtig sei. Trotzdem: Hier wird Werbung für einen einzelnen Konzern gemacht. Denn trotz Beinahe-Monopolstellung hat auch Facebook Konkurrenten – etwa MeinVZ oder alternative OpenSource-Projekte.

Klar ist, dass die Facebook-Nachhilfe mehr als eine reine Weiterbildungsmaßnahme ist. **Schließlich bietet das US-Unternehmen anderen Bürgern keine kostenlosen Seminare an.** Aber erstens sind Politiker gute Multiplikatoren. Wenn sie über Facebook kommunizieren, werden sich auch noch andere Menschen dort anmelden. Und zweitens sind die Parlamentarier nun mal kraft Amtes Entscheider.

Zwar heißt es bei der Unionsfraktion, der Workshop sei rein handwerklich gewesen. Etwas Werbung ist aber schon in einem bei netzpolitik.org veröffentlichtem Handout erkennbar, das von der Schulung einer anderen Fraktion stammen soll. Da liest man etwa: **Daten seien bei Facebook „in einer sicheren, vertrauensvollen und bedeutenden Umgebung aufgehoben“.** Die Methode ist subtil. Nehmen Abgeordnete oder ihre Mitarbeiter Hilfe in Anspruch, fühlen sie sich der Lobbyistin verbunden.

Warum gab es dennoch diese Schulungen? Es gibt kaum unabhängige Experten, die Einführungen anbieten. **Und Social-Media-Wissen im Bundestag ist offenbar dringend nötig.** Zwar erkennen viele Abgeordnete an, dass Facebook nützlich sein kann. Für viele ist das Internet aber immer noch eine Black Box.

Felix Werdermann

» Netz Schau

Frauen spielen Fußball

Interessiert der Fußball, den die Frauen spielen, wirklich nicht so sehr wie jener, den die Männer spielen? Diese Frage wird derzeit landauf, landab diskutiert. Auch die Freitag-Community beschäftigt sich damit, etwa anhand des Beitrags „Frauenfußball und Realsozialismus“ von Blogger Robert Kalimullin (freitag.de/frauenfussball_1). Blogger Daniel E. gesteht „Ich pfeife auf die Frauen-WM“ (freitag.de/frauenfussball_2). Und Benjamin Köhler betrachtet die WM mit dem Gender-Studies-Blick (freitag.de/frauenfussball_3). Was ist mit den Frauen in der Community? Die diskutieren bei allen Beiträgen mit ...

» freitag.de/community



Immer in Bewegung

Bergit Howell wollte nie sesshaft werden. Mit 22 ging sie als Modezeichnerin nach New York. Später lebte sie in L.A., London, Tanger, Paris und Berlin. Und arbeitete als Malerin und Designerin. Ein Gespräch über Flexibilität und Freiheit S. 23

Storyboard

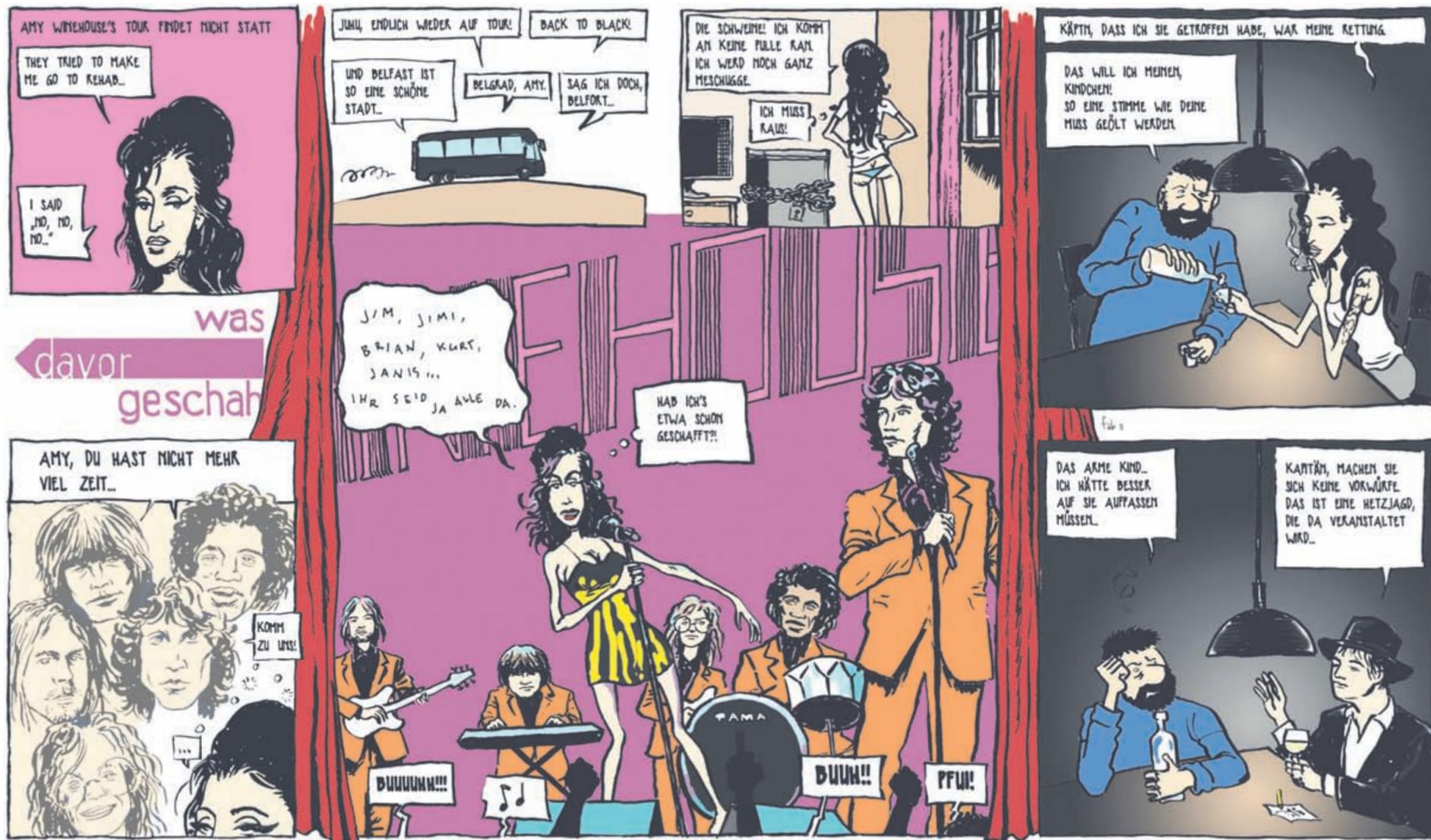


ILLUSTRATION: FABIAN STOLTZ FOR DER FREITAG

Kampagnenkritik



ABB.: X-RAY DELTA ONE

Die Ausschreibung klingt verlockend: „Graubünden-Botschafter für Sommerresidenz 2012“ gesucht. Anmelden, Punkte sammeln und nächsten Sommer drei Monate in einem Chalet mit alpinem Bilderbuchausblick verbringen – das und noch viele Preise mehr verspricht die Webseite von „Graubünden Ferien“, einem Verein, der die Schweizer Tourismusregion bewirbt.

Die Kampagne, die sich explizit nur an Deutsche richtet, findet zum zweiten Mal statt. Bereits vergangenes Jahr wurden 19 Botschafter aus Deutschland ausgezeichnet, Markus Havrda avancierte gar zum „Super-Botschafter“. Alle haben auf botschafter.graubuenden.ch ihre Adressen hinterlegt und fleißig Punkte gesammelt. Indem sie bei Monatsaktionen auf der Webseite mitspielten, Freunde einluden oder eigene Übernachtungen respektive solche von Bekannten in Graubünden vorweisen konnten. Super-Botschafter Havrda etwa konnte 104 Übernachtungen auf seinem Konto verbuchen.

Der Tourismusverein bezeichnet sein Botschafter-Programm als „spielerische“ Form, wie Deutsche die Schweiz als Urlaubsregion kennen lernen können. Profis würden wohl von „Incentivierung mit Social-Media-Aspekten“ sprechen. Das Prinzip, dass Kunden andere Kunden werben und sie so in die Community holen, ist nicht ganz neu. Viele Werber träumen von ihrem eigenen kleinen Facebook. In diesem Fall heißt das Prinzip „Deutsche werben Deutsche“. Das funktioniert in überschaubarem Maßstab, bis dato haben sich 703 Kandidaten für das Botschafter-Amt aufgestellt.

Gina Bucher

Eventkritik Das angesehene Wissenschaftszentrum Berlin lässt Männerrechtler auf einer Podiumsdiskussion ihre kruden Thesen ausbreiten

Ausweitung der Debattierzone

Männer, lasst euch nicht eure Männlichkeit nehmen! Männer lasst euch nicht auffressen! Was hat die internationale feministische Verschwörung, juristisch abgesichert und medial aufgerüstet, nur aus dem Mann gemacht? Glaubt man Agens e. V., dem Verein zur Wiederherstellung der Männerwürde, dann ist das einst virile Geschlecht in so eine Art vierte Welt innerhalb der ersten verbannt worden. In eine Welt, in der Altfeeministinnen, F-Damen und Alphamädchen das Zepter übernommen haben.

Wir haben uns ja schon daran gewöhnt, dass der ernsthafte Gender Trouble vom seichten Geschlechtergeschwätz abgelöst worden ist, und leider sind die Frauen nicht ganz unbeteiligt daran. Wenn aber eine so unbestritten seriöse Institution wie das Wissenschaftszentrum Berlin, eigentlich zuständig für die Erforschung sozialer Verhältnisse und mit einer frauenpolitischen Frontfrau wie der Soziologin Jutta Allmendinger ausgestattet, mit einer Sekte wie Agens kooperiert, sorgt das schon im Vorfeld für Irritationen. Allein der Titel „Mann und Frau. Wie soll's weitergehen?“ erinnert mehr an den Rempelboulevard als an die gepflegte Wissenschafts-Chaussee.

Von Schuldgefühlen geplagt

Aber, nein, ganz falsch. Eckhard Kuhla, einer der drei Agens-Vertreter auf dem Podium, stellt an diesem Montagmittag von Anfang an klar: Ihm ginge es um die „Suche nach Wahrheit“. Und die – das muss man trotz aller „gendermedialen Bevormundung“ doch aussprechen dürfen – besteht darin, dass der Mann, „von Schuldgefühlen geplagt“, einfach nicht mehr fähig und willens ist, seine Interessen zu vertreten. Es braucht eine „eigenständige Männerpolitik“, die männliche Lebensziele neu definiert und statt Frauenbevorzugung und Gender Studies die „Inklusion“ von Männern verfolgt, also statt feministischer „top down“ eine „bottom up“-Strategie betreibt. Da hat Kuhla ja dann doch etwas von den Gender Studies gelernt. Inklusion bedeutet hier nämlich, dass die ausgeschlos-

senen Männer in die Gesellschaft zurückgeholt werden sollen.

Kuhla weiß sich dabei nicht nur von männlichen Mitstreitern wie Agens-Mitbegründer Professor Gerhard Amendt, der dem Verein den seriösen Anstrich verleiht, unterstützt. Es gibt auch Frauen, die erkannt haben, „dass es so nicht weitergeht“, wie Amendt bekräftigt. Monika Ebeling, die „von einer feministischen Männermehrheit im Goslar Stadtrat“ (so bemerkt Kuhla ironisch) als untragbar entlassene Frauenbeauftragte, sitzt auch auf dem Podium. Ebeling hat erkannt, dass „zu viele Männer an Frauenseilschaften scheitern“ und die „Dauerprotektion alleinerziehender Mütter“ ein Ende haben muss.

Genauso wie Mitdiskutantinnen Birgit Kelle vom Verein „Frauen 2000plus“, ist Ebeling der Auffassung, dass die Lebensverhältnisse von Männern und Frauen deren Privatangelegenheit seien, in die sich kein Staat und keine Feministin einzumischen habe.

Gewisse Umgereimtheiten gibt es bei aller Übereinstimmung dann aber doch, denn während Kelle die Kinder zur Angelegenheit der Mütter erklärt, bringen sich gleichzeitig die ewig diskriminierten Väter ins Spiel. Die beklagen sich, aus dem Publikum beklatscht, über böswillige Mütter, die ihnen ihre Kinder vorenthielten.

Bei viel Trouble könne es dann schon einmal zu Gewalttätigkeiten in der Familie kommen, zur sozusagen anderen Seite der Liebe, wie Amendt behauptet und dafür reichlich überholte Studien aus den siebziger Jahren hervorkramt. Wenn der Mann zuschlägt, ist auch das privat auszufeuchten. Täter, Opfer, alles spitzfindige Unterscheidungen. Zumal Frauen ohnehin nicht so friedlich sind, wie es scheint.

WZB-Präsidentin Jutta Allmendinger begegnet der gefühlten Männerdiskriminierung mit Fakten: Frauen in Teilzeitarbeit, Frauen am Ende der Lohnskala, Frauen in minderen Berufspositionen, Frauen als Alleinerziehende und Frauen, die auch bei lebenslanger Erwerbsarbeit so wenig Rente bekommen, dass „der Heiratsmarkt offenbar doch viel versprechender“ sei. Dabei wollen doch Frauen und Männer das Gleiche: Beruf, gutes Einkommen, Kinder, sogar „dünn sein“ wollen junge Frauen und Männer in gleichem Maße. Nur, dass Männer denken, Frauen wollten etwas ganz anderes und vice

versa. Man rede halt zu wenig miteinander, generell aber, schließt Allmendinger ihren Parcours durch die Expertisen, „stimmen Männer mit den Füßen ab und hören nicht zu“.

Ganz zufällig?

Warum sich Allmendinger überhaupt auf dieses Podium setzt, wo sie sich windet und sichtlich die Tuchfühlung zu Sitznachbar Kuhla meidet? Dieses Rätsel löst sich für das Publikum erst zum Schluss: Ganz zufällig, sagt WZB-Kollege und Ungleichheitsforscher Jens Alber, sei er auf die Agens-Leute gestoßen und habe die Gelegenheit ergriffen, endlich einmal darüber zu sprechen, was ihm auf den Nägeln brennt: Dass nämlich Geschlecht nicht mehr als zentrale Ungleichheitskategorie taugt, weil die Gleichheit längst erreicht sei und die Quotierung ein „obrigkeitliches Mittel“ zugunsten der Frauen.

Nein, Wissenschaft ist nicht wertfrei, da hat Allmendinger schon Recht. Wie viele Minderwertigkeitskomplexe, wie viel Angst und Aggression sich doch mit „sachlichen Argumenten“ tarnen können. Väter, die sich von ihren Partnerinnen; Jungs, die sich von ihren Lehrerinnen zurückgesetzt fühlen; Männer, die plötzlich nicht mehr automatisch den Chef stellen – und auch hin und wieder Frauen, die sich mit vermeintlichen Opfern identifizieren. Das ist ein weites Feld, das sozialpsychologisch noch gar nicht erforscht und beim WZB ganz gut aufgehoben ist.

Zu anderen Zeiten wäre eine solche Veranstaltung von Feministinnen gestürmt worden. Dass sich die WZB-Chefin überhaupt genötigt sieht, Agens-Leuten ein Podium zu geben und sich mit ihren Argumenten auseinanderzusetzen, zeigt, wie sehr sich das gesellschaftliche Klima verändert hat. Auch dieses Phänomen harrt noch der Untersuchung.

Ulrike Baureithel



So sieht die Welt aus Sicht eines Männerrechtlers aus

SCREENSHOT: DER FREITAG

„Ich finde es aufregend, immer wieder neu anzufangen“

Bergit Howell arbeitet seit 50 Jahren an einer Karriere als „freier Mensch“. Wie lässt sich ein ungebundenes Leben so lange durchhalten?



Wann ist eigentlich das Gefühl aufgekommen, dass eine ganze Generation präkär denkt, sich präkär fühlt und unter diesem Schwebzustand leidet? Warum bekommen heute dieselben Menschen beim Wort „Feststellung“ glänzende Augen, die immer vom großen Gegenwurf zum Nine-to-five-Modell der Eltern träumten? Und gab es jemals einen langweiligeren Fetisch als den lückelosen Lebenslauf?

Das sind Fragen, die einem vor einem Gespräch mit Bergit Howell durch den Kopf schießen. Howell, 69, hat ihr Leben lang eine „Karriere als freier Mensch“ verfolgt, wie sie es nennt. Sie lebte in New York, L.A., Tanger, Casablanca, London, Paris und München. Seit viereinhalb Jahren wohnt sie nun in Berlin. Sie hat für große Zeitschriften als Modeillustratorin gearbeitet, in Tanger einflussreiche Persönlichkeiten in Öl porträtiert und für Dior Pelze zugeschnitten. Seit sie in Berlin einen neuen Pass beantragt hat, ist auch ihr Künstlername Istja Itho darin eingetragen. Wenn jemand weiß, was es heißt, flexibel zu leben, dann wohl sie. Als Treffpunkt schlägt sie ein Café nahe ihrer Wohnung in Charlottenburg vor.

Der Freitag: Wenn Sie heute einen Karriereplanungsbogen über sich ausfüllen müssten – wäre „flexibel“ eine der Eigenschaften, die Sie ankreuzen würden?

Bergit Howell: Nein, Flexibilität ist wie ein Kaugummi, man streckt und biegt sich nach hier und dort, aber man ist stationär gebunden. Eine echte Veränderung – wie ich sie bevorzuge – hat immer mit räumlicher Veränderung zu tun. Mit der Sehnsucht, etwas Neues zu lernen, Neues zu sehen, einen neuen Beruf zu ergreifen. Dafür muss man eine freie Seele haben. **Wie bekommt man die?** Bei mir waren Erfahrungen in meiner Kindheit prägend. Ich stamme aus Breslau und meine Mutter ist mit mir 1944 nach München geflüchtet, als ich zweieinhalb Jahre alt war. Ich wuchs mit der Trauer meiner Mutter auf, alles verloren zu haben. Das hat bei mir zum Gegenteil geführt: Ich wollte nie an etwas festhalten, ich wollte immer wieder neu anfangen.

Wann spürten Sie das erste Mal, dass es Sie fortzog? Mit vier Jahren. Eine Freundin meines Vaters war die Frau des amerikanischen Generalkonsuls. Sie kam uns besuchen und sagte dieses Wort: New York. Als Vierjährige weiß man natürlich nicht, was New York ist. Aber damals flogen über unseren Garten oft amerikanische Flieger, und irgendwie habe ich da wohl eine Sehnsucht entwickelt. Ich wollte immer nach New York. Also bin ich mit 22 mit einer Greencard ausgewandert. **Wer heute in die USA auswandern möchte, muss um eine Arbeits-erlaubnis hart kämpfen, oder er**

braucht viel Glück bei der Greencard-Verlosung. Wie kamen Sie an das begehrte Dokument?

Ich konnte beweisen, dass Amerika jemanden wie mich brauchte. Ich hatte Modegrafik studiert, damit bekam man damals lukrative Jobs. Kurz zuvor hatte ich meine erste Veröffentlichung in der Zeitschrift *Twen*, das war in den Sechzigern eine deutsche Kultzeitschrift. Mit dem Honorar in der Tasche habe ich gesagt „Adieu, Deutschland.“ Meine Mutter hat zähneknirschend zugesehen, wie ich mit 22 Jahren das Haus verließ. Das war damals noch jung.

War das so? Damals haben viele in diesem Alter geheiratet und eine Familie gegründet. Heute beginnen viele Akademiker mit Mitte 30 langsam mit der Familienplanung.

Ich meine trotzdem: Für heutige Verhältnisse war das damals jung. Heute ist man mit 22 älter. Man hat schon ganz andere Erfahrungen durch das Internet und das Fernsehen gemacht. Bei uns las man nur die großen Kunstmagazine oder die *Süddeutsche*.

Ich bin jetzt 32. Meiner Generation wird eine gewisse Infantilität vorgeworfen – das ewige Verlängern der Jugend. Die Zeitschrift *Neon* machte dieses Gefühl sogar zu ihrem Motto: „Eigentlich sollten wir erwachsen werden.“

Zielgruppe sind Menschen zwischen 20 und 35 Jahren. Nun, die wollen sich einfach noch nicht binden. Sie wollen flexibel bleiben. Auf der anderen Seite hat auch das Flexibelseinmüssen deutlich zugenommen.

Heute heißt es zudem oft: Netzwerke sind alles. Wie haben Sie den Berufseinstieg geschafft?

Mein erster Kontakt kam zustande, weil ich die Modeschule öfter geschwänzt und in Münchner Cafés die Leute skizziert habe. Dort hat mich der damalige Chef der Bildagentur Keystone angesprochen. Er hat mir dann diesen Job bei *Twen* verschafft.

Und in New York kannte man die *Twen*?

Nein, ich bin dort mit meiner Schulmappe hin. Damals hat man einfach den Artdirector angerufen und mit ihm direkt einen Termin ausgemacht.

Heute müsste man erst mal eine digitale Mappe schicken – und die würde der Artdirector wohl nur anschauen, wenn man von jemandem empfohlen würde.

Die Amerikaner waren damals gegenüber jungen Talenten sehr offen. Das war nicht wie in Deutschland, wo man Zeugnisse haben will und noch dieses und jenes Dokument. Man kam hin, zeigte seine Mappe und dann sagten sie: „Yeah,



Als aufstrebende Modeillustratorin 1965 in New York

it's great. You can start right away.“ In meinem Fall bei *Women's Wear Daily*, einer der größten Modezeitschriften der Welt.

War die Konkurrenz unter den Kreativen damals geringer?

Das glaube ich nicht. *Women's Wear Daily* hatte die besten Modezeichner, ich war dort ein kleines Licht. Die meisten Illustratoren waren Spanier oder Hispanics.

War die Modeillustration allgemein eine Männerbastion?

Ja, natürlich. Wahrscheinlich mochten die aber meine Chuzpe. Da ich aus dem Ausland kam, war ich etwas Exotisches. Damals trug ich immer nur Jeans, ein Hemd und flache Loafers. Ich habe mich nie – und wir sprechen hier über 1966, als alle Frauen dickes Make-up trugen – geschminkt.

Man sagte mir: „You look indecent.“ Ich kann das schlecht übersetzen...

„Um die Rente habe ich mich nie gesorgt. Das war jenseits meines Denkens“

Unkonventionell?

Nicht unkonventionell, eher unanständig. Ich war für die ein Schlag ins Gesicht. Alle anderen haben sich aufgebretzelt und wollten *high fashion* sein, mir war das piepegal. **Es gibt aus dieser Zeit auch Zeichnungen von Ihnen in der deutschen Zeitschrift *Madame*.**

Was Mode betraf, war Deutschland eine Wüste. Es gab noch keine *Vogue* oder *Elle*. Die *Madame* war die einzige ernst zu nehmende Modezeitschrift. Und die wollte natürlich Bilder der neuesten Mode aus Amerika haben. Zuerst aus New York, dann aus L.A., wo *Women's Wear Daily* mich hinschickte.

Was hat Sie bewogen, Amerika wieder zu verlassen?

In L.A. habe ich einen Mann getroffen, der fragte: „Do you want to come to London for the weekend?“ Aus dem Wochenende wurden vier Jahre, und den Mann habe ich geheiratet. Das waren vier Jahre Unterbrechung meiner Karriere als freier Mensch. Er war reich und wollte nicht, dass ich arbeite. Er war neidisch auf jeden Pinselstrich. Irgendwann reichte es mir und ich bin zurück nach New York. **Sie ließen sich scheiden?** Nein, er wollte nicht, ich bin einfach gegangen.

Auf dem Papier sind Sie also immer noch verheiratet?



1971 stand Grace Jones Modell, den Löwen dachte Howell sich dazu

Nein, er ist gestorben. Ich habe aber nichts geerbt. Ich bin jetzt eine arme Witwe, weil ich mich nie um etwas gekümmert habe.

Heute denken schon 20-Jährige über eine Riester-Rente nach. Haben Sie sich nie Sorgen um Ihre zukünftige Rente gemacht?

Nein, niemals. Das war jenseits meines Denkens. Ich wusste, dass ich talentiert bin, darauf habe ich mich verlassen. Und ich hatte Flausen im Kopf.

Von was leben Sie heute?

Ich bekomme ein wenig Geld. In den Achtzigern habe ich mich einige Zeit in München um meine Mutter gekümmert. Damals habe ich auch zwei Semester Modezeichnung unterrichtet. Das war meine einzige Festanstellung. Deshalb muss ich jetzt weiter arbeiten, bis ich tot umfalle. Unter anderem verdiene ich jetzt als Fotografin Geld. Ich habe mal jemanden im Nachtzug von Paris nach Nizza kennengelernt, der mich fragte, was ich so mache. „Oh, you are a vagabond“, sagte er dann. Ja, das bin ich, ein Vagabund.

Hat Sie dieses Leben nie in eine finanzielle Notlage gebracht?

Doch, als ich Anfang der siebziger Jahre nach New York zurückkehrte. Ich hatte meinen Mann mit 19,80 Dollar verlassen und bin in einer Absteige in Manhattan untergekommen. Dort lebten nur Alte und Drogensüchtige. Dann konnte ich mein Zimmer nicht mehr bezahlen. Ich bin zum Concierge und habe gesagt, ich will den Hoteldirektor sprechen. Dem habe ich erzählt: „Ich habe mich von meinem Mann getrennt und will allein mein Geld verdienen. Ich bin eine sehr begabte Künstlerin.“ Da sagte er: „Ich glaube an Sie“, und hat mir eine Suite gegeben. Ich bin mit meiner Mappe wieder losgezogen und bekam Jobs, auch sehr lukrative. Aber irgendwann wurden die Jobs weniger. Die Modeillustratoren wurden durch die Starfotografen abgelöst.

Wie haben Sie diese Krisensituation überwunden?

Eine Zeit lang habe ich für Dior Pelzmäntel entworfen – nicht nur im Geiste, sondern in der Werk-

statt von „Royal Mink“, dort wurden die Schmitte für Dior gemacht. Ein paar Monate habe ich durchgehalten. Aber dieser ewige Pelzgeruch und das Gefussele...

Was unternahmen Sie dann?

Ich habe selber Mode gemacht. 1980 habe ich mit einer Freundin in Paris einen Showroom eröffnet, in einem Raum, den ich in allen Regenbogenfarben streichen ließ. „Chic, chock and cher“, schrieb die *Elle* damals über unsere Kollektion, die drei großen C.

Das klingt alles so müheles. Aber woher hatten Sie das Geld dafür?

Meine Freundin hatte einen sehr wohlhabenden Vater. Zweieinhalb Jahre haben wir das gemacht, dann ist uns das Geld ausgegangen. Ich kann heute kein Rezept anbieten, wie man's machen muss. Aber man muss wissen, wann Schluss ist, und sagen: aus und vorbei.

Man könnte auch sagen: Sie sind in Paris grandios gescheitert.

Nein, ich hatte Erfolg mit meiner Kollektion. Nur nicht kommerziell. **Hatten Sie jemals Angst davor, sich in einer ganz neuen Situation zurechtfinden zu müssen?**

Nein, überhaupt nicht. Ich finde das aufregend. Ich bin Ende der Achtziger nach Tanger gegangen und war dort in den Suks unterwegs. Ich trug ein langes dunkelblaues Kleid und einen weißen Schal um den Kopf à la Chanel. Ich wollte nie wie eine Touristin aussehen. Als ich das erste Mal nach Tanger kam, hat der Zollbeamte gesagt: „Du bist willkommen.“ Das fand ich toll, nie in meinem Leben war ich so empfangen worden.

Da habe ich beschlossen zu bleiben. **Tanger war damals ein Sehnsuchtsort für Künstler. Heute zieht es viele Kreative nach Berlin. Sie leben seit viereinhalb Jahren hier. Können Sie sich vorstellen, hierzubleiben?**

Nein, ich will nicht sesshaft werden. Aber das Problem ist: „I don't know where to go.“ Ich war schon überall, wo ich sein wollte.

Das Gespräch führte **Christine Käppeler**

Aufstieg und Fall der Modeillustration

Die Geschichte der Modezeichnung beginnt im 17. Jahrhundert mit Radierungen und Stichen, die auf Reisen von fremdartigen Kostümen angefertigt werden. Als Ende des 19. Jahrhunderts Magazine wie die amerikanische *Vogue* und *Harper's Bazar* gegründet werden, sind fortan professionelle Zeichnungen für Zeitschriften gefragt – zunächst sind es sehr detailgetreue Abbildungen, die den Zeiten und der Kleidung

entsprechend recht steif anmuten. Als Goldenes Zeitalter der Branche gelten dann die zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, in deren Verlauf Mode wie Illustration freizügiger werden und von Fotografen noch keine echte Konkurrenz ausgeht. Bis in die sechziger Jahre hinein sind Modezeichnungen, vor allem für die damals neu entstehenden Jugendmagazine, eine günstige

Alternative zu Fotografien. Mit der Weiterentwicklung des Mediums entwickelt die Modefotografie sich jedoch zu einer eigenständigen Kunst. Die Stunde der Starfotografen schlägt. Illustratoren müssen sich von diesem Zeitpunkt an mit Werbekampagnen oder dem Zeichnen von Accessoires begnügen. Die Zeitschrift *Women's Wear Daily*, die in den sechziger Jahren ein ganzes Heer von Modezeichnern

beschäftigt, schließt 1992 endgültig ihre Illustrationsabteilung. Zu den Eigenheiten der Branche zählt, dass es zwar zahlreiche begabte Illustratorinnen gab, von denen jedoch keiner ein echter Durchbruch gelang. Erst in den vergangenen Jahren hat die Modeillustration jenseits der Hochglanzmagazine in Galerien und ausgewählten Mode- und Design-Zeitschriften ein gewisses Revival erlebt. *ckä*

der Städte Zukunft



Linda Müller und Andreas
Medienberaterin, 32, Friedrichshain

Mein Freund und ich sehen uns meist nur am Wochenende, dann wollen wir es uns richtig schön machen. Es ist der Höhepunkt der Woche. Wir kochen dann zusammen und meist bringt mein Freund einen guten Rotwein aus Hessen mit. Er ist ein Weinkenner. Dann decken wir unseren Tisch auf dem Balkon, der eigentlich klein, ziemlich leer und unprägnant ist, ein schlichter Betonbalkon in einem Ostberliner Mietshaus. Aber uns stört das nicht, wir machen es uns trotzdem gemütlich. Wir stellen Teelichter auf die Balkonbrüstung und Andreas erklärt mir Details über den Körper des Weins. Oder er erklärt mir, wie man Gerichte mit Grüner Soße zubereitet, eine Frankfurter Spezialität. Ich finde das ziemlich romantisch, auf so einem eher schmucklosen Balkon stiehlt mich kariertes Tischdecke und gutem Wein zu essen. Ein bisschen wie in Italien. Wir waren gerade in Neapel. Auf dem Balkon können wir dieses Sommer-Gefühl noch

ein bisschen verlängern. Andreas stellt auch öfter einen kleinen Elektrogrill auf, und brutzelt Würstchen oder Zucchini. Mich lässt er aber ungenut an den Grill, das ist seine Sache.

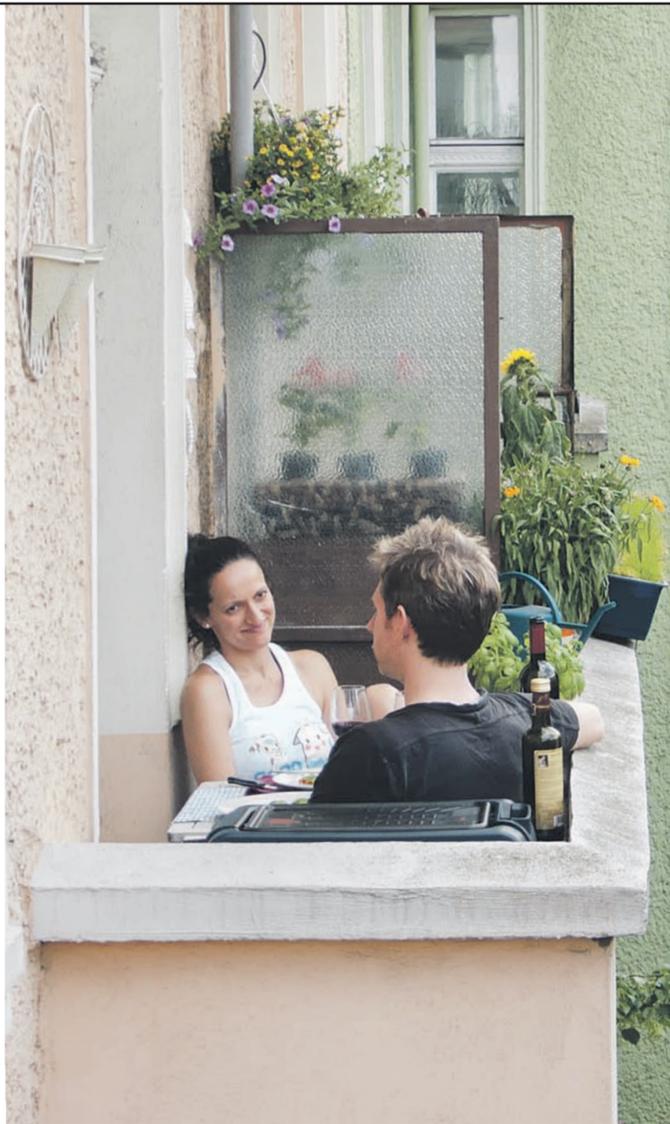
Wenn Andreas während der Woche in Frankfurt ist (ohne Balkon), sitze ich gern auch alleine draußen, esse irgendwas und schaue auf das Wohnhaus gegenüber. Dessen Fassade fasziniert mich mit ihrem morbiden Charme. Für mich ist das typisch Ostberlin. Das macht für mich dieses Viertel, Friedrichshain, aus. Ich bin vor vielen Jahren ganz bewusst hierher gezogen, auf der Suche nach dieser untergegangenen Welt.

Ich glaube, in so einem Haus wie gegenüber wurde auch der Film *Das Leben der Anderen* gedreht. Aber vor meinen Freunden aus dem Osten sollte ich den lieber nicht erwähnen, die sind da empfindlich.

Einmal hatte ich meinen Schlüssel verloren und bin erst morgens um fünf von einer Party nach Hause gekommen. Ich war ziemlich verzweifelt und habe bei meinem Nachbarn geklingelt. Er hat mich reingelassen und ist mit mir von seinem auf meinen Balkon gestiegen. Dann hat er für mich eine Räuberleiter gemacht – ich bin durch das offene Oberfenster in meine Wohnung gekommen.

Ist doch auch romantisch, oder? Ich habe ihn dann am nächsten Tag auf ein Glas Wein eingeladen, wir verbrachten den Abend auf meinen Balkon. Er hat sich allerdings etwas gewundert, wie schmucklos der ist, aber die Spaghetti, die wir gegessen haben, waren köstlich.

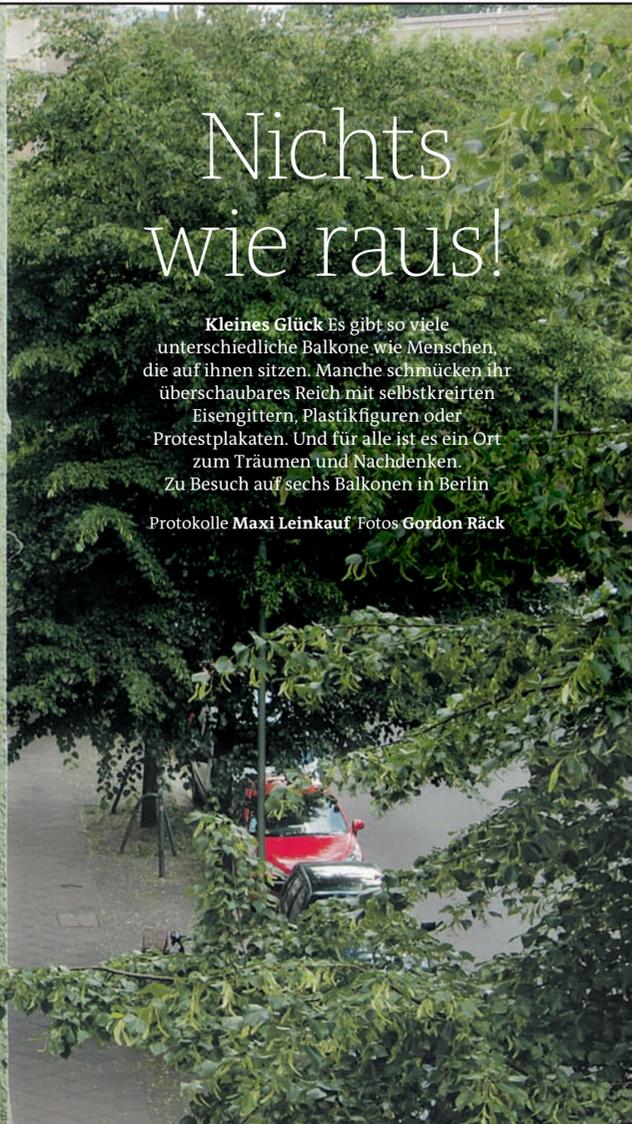
Demnächst ziehe ich aus dieser Wohnung aus und mit meinem Freund zusammen. Aber es stimmt mich etwas wehmütig. Ich hatte hier wunderbare Momente und der Balkon ist ein Teil meiner Geschichte in dieser Wohnung. Er wird mir bestimmt fehlen.



Nichts wie raus!

Kleines Glück Es gibt so viele unterschiedliche Balkone wie Menschen, die auf ihnen sitzen. Manche schmücken ihr überschaubares Reich mit selbstkreierten Eisengittern, Plastikfiguren oder Protestplakaten. Und für alle ist es ein Ort zum Träumen und Nachdenken. Zu Besuch auf sechs Balkonen in Berlin

Protokolle **Maxi Leinkauf**, Fotos **Gordon Räck**



Monika Blank
Rentnerin, 55, Neukölln

Gartenzweige sind pfeifig, die haben alle. Das ist nichts Besonderes. Aber ein Anti-Gartenzweig auf dem Balkon? Das wäre unhöflich. Ich möchte ja keine Kinder oder Schrebergärtner verärgern, sondern sie sollen sich freuen. Also habe ich Laafen, kleine Schmuckfiguren aus Holland, die aus dem Material Polysin gefertigt werden. Die habe ich günstig bei Ebay ersteigert. Meine Balkonarie dauert schon 25 Jahre. Meine Mutter hat immer mit mir gebastelt, wir bemalten Karten und Ostereier – und das lebe ich nun weiter. Mich stört es, wenn andere Balkons gammelig aussehen, wenn Leute dort ihren Krempel abstellen. Ich möchte auch nicht auf einem kalten Balkon sitzen. Ich tobe deshalb auf meinem Balkon meine künstlerische Ader aus.

Anfangs habe ich immer nur an Weihnachten etwas rausgehängt. Ich habe Weihnachtsdeko, Fußballdeko, Osterdeko (400 Eier), das Laafen-ABC (26 Stück), Seidenblumen, Hängetöpfe. Für Halloween habe ich Kürbisse, Spinnen, Lampions, Fledermäuse im Schrank. Aber mir fehlt noch ein



Skelett. Das ist teuer. Ein Skelett aus Plastik, für Anatomiestudenten, kostet 20 Euro.

Natürlich habe ich auch Fahnen ohne Ende. Die hänge ich jetzt zur Frauen-Fußball-WM wieder raus. Mir wurden 2006 bei der WM 30 Fahnen geklaut, da muss nachts jemand auf dem Balkon gewesen sein. Der liegt im 1. Stock. Zu Ostern hatte ich früher auch zwei Hasen, mittlerweile ist es einer weniger. Ich nehme deswegen meine Figuren oder Fahnen jetzt immer nachts herunter. Ich wollte eigentlich auch schon mal das Balkongitter unter Strom setzen, aber das ist verboten, weil es Körperverletzung sein könnte.

Wenn ich mit dem Schmücken anfangen, dauert es manchmal drei Tage, bis alles aufgebaut ist. Mein Balkon ist aber nicht nur hier im Kiez bekannt: Neulich kam extra ein Franzose vorbei, der hatte ein Bild meines Balkons in Lyon in der Zeitung gesehen und wollte ihn nun in Wirklichkeit fotografieren. Oder es klingelt mal ein Japaner und fragt höflich: Ist es denn gestattet, Ihren Balkon zu fotografieren?

Manche der alten Menschen aus der Gegend nehmen extra einen Umweg: „Wenn es mir mal nicht gut geht, komme ich an ihrem Balkon vorbei – und muss dann immer lachen“, sagen sie. Manchmal höre ich von unten, von der Straße: Das sieht ja unmöglich aus. Man kann darüber streiten, ob es zu viel Dekoration ist, aber es ist eben mein Balkon. Ein Säufner, voll wie Hacke, zeigte neulich hoch und lallte: „Ihr Balkon muss so bleiben, weil ich dann nachts immer weiß: noch zwei Türen, dann bin ich zu Haus.“

Mein Sohn hat auch eine kreative Ader und mein Mann duldet meine Spinnerei. Ein freier Balkon wäre ihm jedoch lieber. Aber ich schmücke weiter. Im nächsten Jahr kaufe ich ein Lichternetz.

Wenn ich es mal laufen lasse und nur sparsam dekoriere, fragen die Leute: Warum ist denn bei Ihnen nicht geschmückt? Das macht mich stolz. Ich gestalte meinen Balkon auch für die anderen.



Andreas Hofsfeld
Maler/Sozialpädagoge, 43, Prenzlauer Berg

Ich bin nach der Wende hierher gezogen, meine Freundin kam aus Rostock, ich aus NRW. Wir hatten anfangs Schwierigkeiten, uns in Berlin, gerade in diesem Szenebezirk, wohl zu fühlen. Aber es gab den Balkon. Und ich liebe diesen Blick, ich schaue ins Grün, auf den Friedhof gegenüber. Mein Balkon ist ziemlich winzig und vollgestellt, die meisten Pflanzen sind verrotten. Denn ich bin eher selten draußen, doch die Tür ist immer offen.

Mein Bild habe ich vor ein paar Jahren aufgehängt. Damals sollte der Friedhof bebaut werden. Das Bild war mein Protest dagegen. Meine Botschaft. Das Motiv habe ich einem Bild des Expressionisten Karl Schmidt Rottluff von 1918 nachempfunden, das mich schon als Kind sehr beeindruckt hat. Und ich suchte zum Raushängen etwas Plakatives, Starkes. Wir organisierten in der Nachbarschaft damals gemeinsam den Protest gegen die Friedhofsbebauung im Stadthaus-Stil.

Das macht ja das Flair dieser Straße und meines Balkons aus, dass nur eine Seite bebaut ist. Also

protestierten wir mit dem Motto: nicht in der Nähe meines Hauses, *not in the very backyard*, diese Mentalität ist einem Kris-Kristofferson-Song entlehnt. Manche warfen uns vor, dass wir nur um die schöne Aussicht fürchten. Da ist natürlich was dran – aber wer soll nicht gegen die Townhouse-Bebauung wehren, wenn nicht die Anwohner?

Als dann die Bebauungspläne auf Eis gelegt wurden, nahmen die meisten meiner Nachbarn die Transparente wieder ab.

Dabei ist die Botschaft: „Ist euch nichts mehr heilig als das Geld“ noch immer gültig. Denn hier ist es greifbar, dass die Mieten steigen. Die Leute aus Stuttgart oder München, die die Häuser in Ostberlin nach der Wende gekauft haben, haben mit ihnen gar nichts zu tun, die schreiben die Kosten einfach ab. Das Milieu ändert sich, das sehe ich an unserem Haus: Für jede Familie, die hier auszieht, kommt ein kinderloses Yuppie-Pärchen. Viele Leute, die schon immer hier gewohnt haben, ziehen weg. Aber ich will mich nicht zum Moralapostel erheben, ich bin ja selber dahin gezogen, wo es schön ist.

Ich habe mein Plakat draußen gelassen, weil ich dachte: Das kann gerade hier nicht schaden. Es erregt Aufmerksamkeit. Es bleiben öfter mal Leute stehen und fragen, was es damit auf sich hat.

Meine Kunst sollte für jeden sichtbar sein. Als ich noch im Wedding wohnte, standen ständig Bilder von mir im Treppenhaus herum oder im Hinterhof. Die wurden auch mal geklaut. Aber ich möchte sie nicht in einer stillen Ecke verstecken.

Man geht an meinem Balkon vorbei, sieht das Bild, und viele Touristen verstehen erst gar nicht, was es bedeutet. Aber wer es anguckt und liest, der denkt darüber nach. Der Rahmen ist ein bisschen fern, ich löse Kreuzworträtsel und mache oft Sudoku. Der Balkon ist auch der Ort, an dem ich meinen Tag Revue passieren lasse. Ich setze mich raus und habe Ruhe. Für meinen inneren Frieden ist das

Petra Kuczmarksi
Architektin, 46, Prenzlauer Berg

Ich habe dieses Haus entworfen, es ist noch ziemlich neu. Die Dachterrasse wollte ich unbedingt, sie ist begrünt. Aber wie ich sehe, ist der Rasen gerade nicht so saftig wie am Anfang. Wahrscheinlich wegen der Hitze. Wir haben hier anfangs auch Thymian angebaut, Rosmarin, Katzenminze und Schnittlauch. Wir wollten mit den Gewürzen kochen, aber das ist alles über den Jordan gegangen.

Es gibt eine Frau, die hier oben mäht, aber wer genau von den Mieterparteien für die Pflege verantwortlich ist, weiß ich gar nicht, darüber haben wir nie gesprochen.

Man kann so schön barfuß laufen hier oben. Die Füße im Gras, das hat man in der Stadt immer seltener. Manchmal komme ich ganz bewusst vormittags hierher, so zwischen Tür und Angel, wenn wenig los ist und kaum jemand mich stören kann. Dann nehme ich nicht einmal ein Buch mit, um Gottes Willen, da könnte man ja gar nicht abschalten. Ich bin einfach nur für mich.

Ich suche die Einsamkeit, das blanke Dasein, mitten in der Großstadt. Ich schaue in den Himmel. Man sieht sehr viele Kräne, aber kaum Häuser, nichts lenkt einen ab. Man kann hier anonym sein. Wenn ich ein Haus hätte, wovon viele in der Stadt ja träumen, dann würde ich wahrscheinlich immer durch die Fenster schauen, und beobachten, was die anderen Leute so treiben. Aber hier auf der Dachterrasse ist es wie in einer Wanne. Man wird selber nicht gesehen, es sei denn, es kommt ein Nachbar.

An den heißen Tagen ist man allerdings nicht mehr so ungestört, abends wird es dann gesellig. Jeder bringt etwas zum Trinken oder Essen mit – und füllt den Kühlschrank auf. Ich liebe Prosecco mit



Aperol. Ich würde auch jetzt gerne etwas trinken, schade, der Kühlschrank ist gerade nicht gefüllt. Einmal hat ihn jemand geputzt, da hatte das Bier schon Schimmel. Seltsam, jeder benutzt ihn wie er möchte. Das Schöne ist, wir können hier oben auch mal lauter werden. Das verspricht sich, völlig anders als auf einem normalen Balkon.

Eigentlich haben wir diese Terrasse nicht wirklich nötig, denn jede Mieterpartei hier im Haus hat auch einen tollen Südbalkon. Aber sie ist einfach traumhaft. Wenn ich auf meinem Balkon sitze, fühle ich mich viel näher dran an der Stadt. In ihrem Getriebe. Auf der Terrasse entspanne ich mich, denke aber trotzdem. Das Denken wird besser gefiltert hier oben. Man wird so leer, für einen kurzen Moment im Leben. Ich schaue lange in den Himmel über Berlin. Der ist zwar nicht so blau wie im Süden, aber er ist etwas viel Seltenes. So rar. Den kann man nicht einfach irgendwo im Urlaub sehen. Wenn ich hier liege und mich innerlich fallen lasse, scheint es, als sei das Meer über einem. Dabei ist es doch nur der Himmel.



Ramona Bernd
Kurierfahrerin, 51, Lichtenberg

Ich habe vorher in einer Wohnung ohne Balkon gewohnt und dachte: „So doll wird er dir schon nicht fehlen.“ Aber er hat mir gefehlt! Nur ein Fenster aufmachen reicht mir nicht, ich möchte rausgehen können. Und ich möchte meine Wäsche rausstellen können zum Trocknen. Das ist praktisch.

Ich würde mir nie eine Pflanze aufs Fensterbrett stellen. Pflanzen gehören auf den Balkon. Ich baue Geranien, Fuchsien und verschiedene Kräuter wie Petersilie und Schnittlauch an. Vor einer Weile sind mir allerdings die Tomaten eingegangen: Ich hatte die Eishelligen vergessen. Mein Balkon ist mein kleines Stückchen Natur, der Ersatz für den großen Garten. Den könnte ich mir nicht leisten, aber dort könnte ich Beete anlegen.

Im Sommer sitze ich meist draußen, meistens zu dritt, mit meinen Kindern und manchmal auch mit meinem Hausfreund, der öfter mal unangemeldet vorbeischauf. Wir grillen und haben hier schon wilde Partys gefeiert, mit Girlanden, Cocktails und echtem Karibikflair. Wenn auf dem Balkon die Solarlampen, Öllampen oder Leuchten brennen, ist es hier fast wie im Süden. Wir spielen Rommé, wir würfeln, ich löse Kreuzworträtsel und mache oft Sudoku.

Der Balkon ist auch der Ort, an dem ich meinen Tag Revue passieren lasse. Ich setze mich raus und habe Ruhe. Für meinen inneren Frieden ist das

sehr wichtig: Ich fahre Kurierdienste. Manchmal überbringe ich den Leuten Kündigung. Das muss man hinterher erstmal verarbeiten.

Aber ich nutze den Balkon auch, um schön braun zu werden. Ich bin ein Sonnenjunge und ab eins ist die Sonne hier, bis abends um sieben. Südbalkon. Wir haben extra ein Loch in den weißen Plastikstisch gebohrt, damit der Sonnenschirm hier stehen kann. Ich stelle meinen praktischen Klappstuhl auf und muss nicht mehr zum Strand fahren. Herrlich. Manchmal sitze ich hier sogar ohne – mich sieht ja niemand. Die meisten Nachbarn sind längst ausgezogen und vis-a-vis steht das Gebäude leer.

Im Winter, wenn kein Frost ist, kühle ich Getränke auf dem Balkon. Ich möchte ihn bald renovieren, er soll noch südländischer aussehen, ich denke an bräunliches Terracotta. Die Abtönpaste habe ich schon gekauft. Die steht hier draußen schon bereit.

Abends ist es sehr ruhig. Ich habe von meinem Balkon aus einen schönen Blick in die Stadt: zum Alexanderplatz oder nach Marzahn. Wenn es dämmert, stehe ich an der Brüstung und schaue in die Ferne. Ich komme mir dann vor wie ein Kapitän auf seinem Schiff. Da ist so ein bisschen Fernweh.

Meine Katzen dürfen allerdings niemals auf den Balkon, das ist viel zu gefährlich. Und wenn ich ein Netz spannen würde, ginge der Sonnenschirm nicht mehr auf.

Im Sommer, wenn die Fledermäuse kommen, muss ich auch manchmal den Kopf einziehen.

Er meint's ernst

Spaßpartei Vor einem Jahr wurde der Komiker Jón Gnarr zum Bürgermeister von Reykjavík gewählt. Wie hat ihn das Amt verändert?

■ Ian Birrell

Graue Wolken hängen schwer am Himmel, als die Pfadfindergruppe auf den Friedhof marschiert. Ihr folgt eine Blaskapelle. Hinterher stapfen Hunderte Reykjavíker, viele mit isländischen Flaggen. Als die Musik abbricht, gruppiert die Menge sich um eine Frau in traditionellem Gewand, die ein großes Blumengebilde an einem Sarg niederlegt. Es ist Unabhängigkeitstag, und die Menschen sind hier, um den Mann zu ehren, der an diesem Tag 200 Jahre alt geworden wäre: Jón Sigurdsson, Held des Kampfes der Nation für die Befreiung von der dänischen Fremdherrschaft.

Überwacht wird die Zeremonie von einem Mann mit äußerst windschnittiger Frisur. Die Menschen kommen zu ihm, um ihm Guten Tag zu sagen. Einige lassen sich mit ihm fotografieren. Er lächelt. Dann plaudert er mit Aktivisten, die Plakate gegen Korruption in der Politik dabei haben.

Der Mann heißt Jón Gnarr. Vor einem Jahr übernahm der Komiker zusammen mit einer Gruppe von Punks, Dichtern und Popstars mitten in Islands großer Finanzkrise das Rathaus von Reykjavík. Sie nennen sich Anarcho-Surrealisten – und sie wollen die Politik verändern.

Besonders ihre Respektlosigkeit ist der Grund, weshalb *Besti flokkurinn* – die Beste Partei – dabei extrem polarisiert. Sie wird entweder geliebt oder gehasst. Die Partei

tauchte vor den Kommunalwahlen 2010 auf und erregte sofort Aufsehen, weil sie den politischen Betrieb persiflierte und die traditionellen Parteien damit verwirrte.

Als Erstes gelobte die Beste Partei, all ihre Wahlversprechen zu brechen – und machte sich damit so gut wie unangreifbar. Sie versprach, dem Zoo einen Eisbären zu besorgen und den Stadtrat in zehn Jahren drogenfrei zu bekommen. Die einzige Werbung bestand aus einer Zeitungsanzeige: „Die Beste Partei würde gern gute Leute im Alter von 18 bis 90 treffen.“

Reif für den Wechsel

Es war ein gutes Timing. Island war reif für einen Wechsel, nachdem das Land durch die Vetterwirtschaft von Politikern und Bankern, die gedacht hatten, sie könnten eine Insel mit 318.000 Einwohnern in eine finanzpolitische Supermacht verwandeln, vor die Wand gefahren worden war. In der schnellsten Expansion eines Bankensystems in der Geschichte häuften drei privatisierte Banken Werte von der zehnfachen Größe des Bruttoinlandsprodukts an: eine Ikarus-Ökonomie. Die Immobilienpreise verdreifachten sich. Die Isländer liehen sich – oft in ausländischen Währungen – Geld, um vom dem Boom zu profitieren. Der Crash kam schnell, war hart und schmerzhaft und wurde vom Zusammenbruch der isländischen

Von Politik wusste Gnarr nur das, was er in „The Wire“ gesehen hatte

Krone verschärft, weil der Staat die Banken nicht retten konnte und sich weigerte, ausländische Kreditgeber zu bezahlen.

Verglichen mit Griechenland und Irland erscheint diese Strategie heute recht clever, doch zunächst war das Land voller Wut und Furcht. Die Wähler wollten, dass sich etwas änderte, die Beste Partei traf den Nerv und gewann mit 34,7 Prozent der Stimmen. „Niemand muss vor der Besten Partei Angst haben“, sagte Gnarr in seiner Antrittsrede. „Denn es ist die Beste Partei. Andernfalls würde sie schließlich die Schlechteste Partei heißen. Mit solch einer Partei würden wir niemals zusammenarbeiten.“

Der Ton war scherzhaft, was er aber sagte, war ernst gemeint. Das wird klar, wenn man mit Gnarr und Einar Örn Benediktsson redet, die früher mit Björk zusammen bei den Sugarbabes gesungen hat und jetzt für Kultur und Tourismus zuständig ist. „Der menschliche Geist wurde zermürbt, weil kleingeistige Menschen Politik gespielt haben“, sagt Benediktsson beim Gespräch in einem Hafenrestaurant. „Wir haben kein Programm, keine Parteimitglieder und keine Ahnung davon, wie man Meinungen erzeugt oder politische Pointen setzt. Wenn wir etwas nicht wissen, dann geben wir das offen zu.“

Angesichts ihres Wahlkampfes und der Tatsache, dass der Bürgermeister ein Komiker ist, der mit der TV-Rolle eines schlecht gelaunten Marxisten bekannt wurde, hat die Beste Partei damit überrascht, wie ernsthaft sie die Stadt verwaltet. Gnarr sagt, ihre Wahlversprechen hätten immer auch ernsthafte Aspekte gehabt: So sei die Sache mit dem Eisbären ein satirischer Kommentar zu den allgemeinen Einstellungen zu Einwanderung und Klimawandel gewesen, weil mehrere Tiere erschossen wurden, als sie in isländische Gewässer „eindrangen“.

Gnarr und Benediktsson geben offen zu, Fehler gemacht zu haben, als sie es auf ein-



Bürgermeister mit Parteimitglied

FOTO: LARRY BUSACCA/GETTY IMAGES

engstirnige Leute, die sich selbst zu wichtig nehmen.“ Er hat religiöse Gruppen aus den städtischen Schulen verbannt, fuhr auf der Schwulenparade als Frau verkleidet auf einem Wagen mit und ließ sich das Stadtwappen auf den Unterarm tätowieren. „Ich könnte jetzt zurücktreten wegen eines der unwichtigeren Dinge, die ich nicht hinbekomme“, sagt er. „Nur um daran zu erinnern, dass wegen all der großen Dinge, die schiefgegangen sind, niemand der Verantwortlichen zurückgetreten ist.“

Solche Überlegungen machen die traditionellen Parteien rasend. „Sie sind an die Regierung gekommen, weil sie keine Erfahrung haben. Das ist nicht gut“, sagt Kjartan Magnússon von der konservativen Unabhängigkeitspartei. „Sie hatten versprochen, niemals die Steuer zu erhöhen, was viele Leute dazu bewogen hat, sie zu wählen. Dann haben sie sie dennoch erhöht. Sie sind im Grunde nur eine weitere altmodisch-sozialistische Partei.“

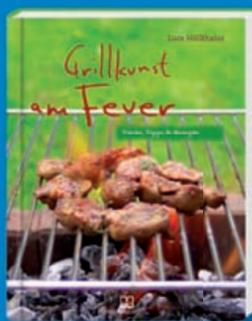
In der Tat hat die Beste Partei an Beliebtheit eingebüßt, seit sie sich an den politischen Problemen der Stadt versucht. Trotzdem wird sie noch von einem Fünftel der Wähler unterstützt. Gegner attackierten Gnarr unlängst als Porno-Nutzer, nachdem er – gelangweilt von den Hunderten ähnlichen Interviews, die er seit seinem Amtsantritt gegeben hat – einem Journalisten auf die Frage nach seiner Lieblings-Website zum Spaß den Namen eines Porno-Portals genannt hatte. Er versuche aber, bei persönlichen Angriffen höflich zu bleiben, sagt er. „Wenn meine Gegner mich als Arschloch bezeichnen, bitte ich sie, dies nicht als Tatsache zu behaupten, sondern als ihre persönliche Meinung kenntlich zu machen.“

Ian Birrell schreibt für den *Guardian* meistens über Politik, eher selten über Spaß. Übersetzung: Holger Hutt

ANZEIGE

26 x der Freitag frei Haus – über 10 € sparen und ein sommerliches Buch auswählen!

Schnell sein lohnt sich!*



Grillkunst am Feuer
Salzen oder beizen? Wann würzen und womit? Wann ist das Grillgut gar? Luce Höllthaler schreibt, worauf es ankommt und gibt in diesem Buch sein über viele Jahre gesammeltes Wissen über die sommerliche Outdoor-Küche weiter. Über 40 Rezepte und praxiserprobte Tricks und Tipps.

Gratis zur Wahl



Säfte & Smoothies
Genau das richtige Buch für diese Temperaturen! 40 spannende Rezepte für frische Säfte und Smoothies von fruchtig bis pikant. Aus frischem Obst, Gemüse, Salaten und Kräutern sowie Eis, Milch, Buttermilch und Joghurt. Mit Alternativen für Allergiker.



*Unter allen Einsendern verlosen wir 5 der Freitag Liegestühle.

Coupon bitte hier ausschneiden, ausfüllen und per Post senden an den Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg

✓ Ja, ich möchte den Freitag selbst lesen oder verschenken!

Ich lese bzw. verschenke den Freitag zum Vorzugspreis von nur 2,80 € statt 3,20 € – das entspricht 72,80 € für 26 Ausgaben. Ich spare dabei rund 10 € gegenüber dem Einzelkauf am Kiosk und erhalte ein Buch meiner Wahl gratis dazu. Der Freitag erscheint jeweils donnerstags. Ich gehe kein Risiko ein, denn nach einem halben Jahr kann ich den Freitag jederzeit abbestellen. Eine kurze schriftliche Information an den Freitag Kundenservice, PF 11 04 67, 20404 Hamburg genügt.

Das Abonnement ist: Für mich (DF11-137) Ein Geschenk (DF11-136)

Meine Adresse:

Vor-/Nachname
Straße/Hausnummer
PLZ Ort
E-Mail
Vorwahl/Telefon

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Kontonummer Bankleitzahl

Adresse der/des Beschenkten:

Vor-/Nachname
Straße/Hausnummer
PLZ Ort

Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich:
 Buch „Grillkunst am Feuer“
 Buch „Säfte & Smoothies“
 Ja, ich möchte weitere Informationen und Angebote per E-Mail oder Telefon vom Freitag erhalten. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

Datum Unterschrift

(Bitte nur ausfüllen, wenn Sie das Abonnement verschenken möchten.)

der Freitag
Das Meinungsmedium

Post
der Freitag
PF 11 04 67
20404 Hamburg

Internet
www.freitag.de/sommer

Telefon
040 3007-3511

Fax
040 3007-857055

Im Grenzbereich

Experiment Eyal Burstein schickte Objekte um die Welt, um sie vom Zoll bestimmen zu lassen. Kunst oder Alltagsgegenstand?

■ Anne Haeming

Sie müssen seltsam geschaut haben, die Zollbeamten, als diese Box mit den Hämmern bei ihnen ankam. Eine Kunststoffbox mit Deckel, 100 lose Hämmer darin, das Gewicht unten, die blauen Griffe oben. „Box of loose hammers“ stand als Bezeichnung auf dem Zollpapier.

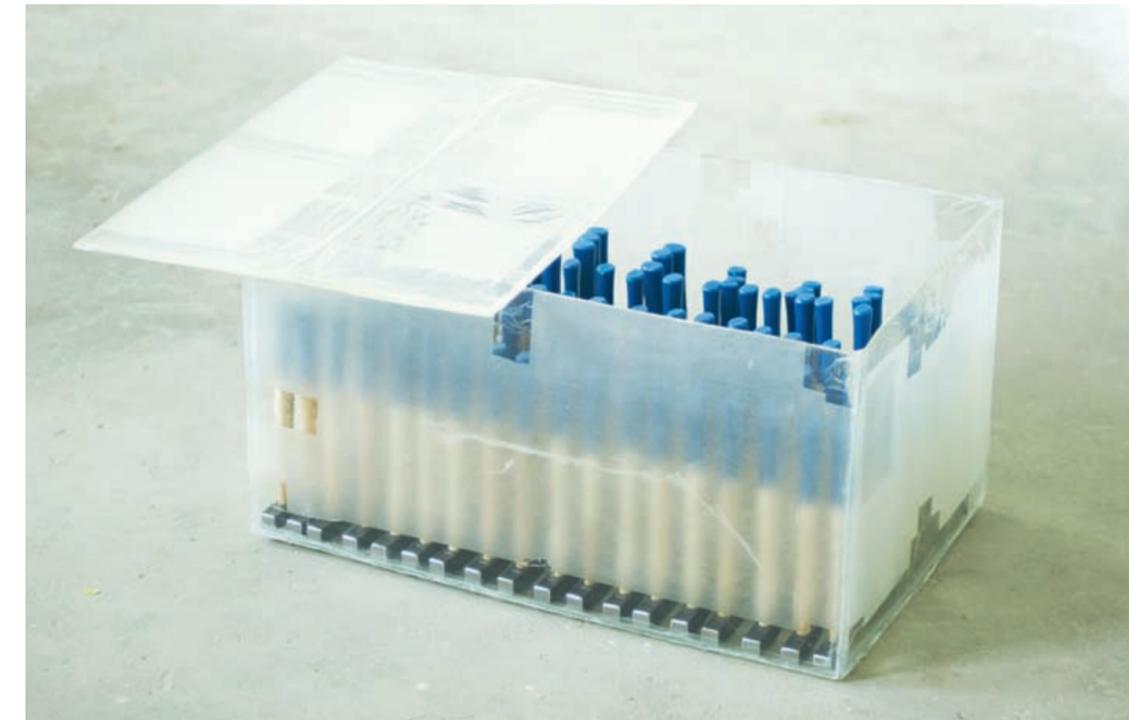
Es könnte einfach eine Box mit Hämmern sein. Oder ein Kunstwerk. Aber es ist ein Wohnzimmertisch. Ein Designobjekt. Eyal Burstein, der die Hammerkiste entwarf, ist irritierte Reaktionen gewohnt. Sein Steuerberater schaute auch verwirrt, als er bei ihm die Quittung für die Hämmer einreichte. Ob er sie weiterverkaufen wolle, fragte der Steuerberater. Davon hänge ab, ob statt des ermäßigten Steuersatzes für Kunstwerke doch 19 Prozent Umsatzsteuer und drei Prozent Handelssteuer fällig würden. Diese Ambiguität zwischen Kunst und Gebrauchsgegenstand reizt Eyal Burstein.

„Normalerweise redet darüber keiner“, sagt Burstein und meint das Steuer-Labyrinth für Künstler. „Entweder man hat sich damit abgefunden oder die Galerie regelt das.“ Der Israeli konzipiert in Berlin unter seinem Label „Beta Tank“ nun seit zwei Jahren Objekte, deren Status als Kunstobjekt permanent in Frage gestellt wird. Im vergangenen Jahr schickte er ein paar Monate lang Werke um die Welt, um herauszufinden, als was sie wahrgenommen werden. Nirgends scheint die Identität solcher Objekte so eindeutig wie an der Ländergrenze, im Zwischenreich staatlicher Systeme: Der Zoll ist dafür da, Gegenstände zu klassifizieren, die aus dem einen System ins andere wechseln wollen. Problematisch wird es, wenn etwas aussieht, als sei es ein Gebrauchsgegenstand, es dem Wesen nach aber eher ein Kunstwerk wäre.

Kunst oder Kommerz?

Als was würde der Tisch aus Hämmern ins Land kommen? Als kommerzielles Produkt – oder als Kunstwerk? Müsste er verzollt, besteuert werden? Burstein ließ seine Werke von Ausstellung zu Ausstellung reisen: von Berlin nach Basel und zurück, sie kamen von Barcelona und Istanbul nach Katar. Das Ergebnis dieser Kunstreise hat er in seinem Projektbuch *Taxing Art* veröffentlicht, eine Collage aus Fotos, gescannten Zollpapieren und Essays über das deutsche Steuersystem. Und ein hintergründiges Wortspiel: In „taxing“ steckt die kritische Begutachtung und gleichzeitig die Besteuerung seiner Kunst.

Burstein ist 2009 von London nach Berlin gezogen und von der deutschen Bürokratie bestürzt. Dauernd habe er Kontakt



Doppelte Identität: Eine gewöhnliche Box mit Hämmern kann auch ein Designstück sein. Aber dafür wollen Zöllner Beweise

zum Finanzamt gehabt. Doch die Frustration über das deutsche Steuersystem war auch der Anstoß, mal darüber nachzudenken, inwiefern Steuersysteme Ausdruck der jeweiligen Gesellschaft sind. Die deutsche Struktur erscheint Burstein vor allem exemplarisch für die Nähe zwischen Staat und Bürgern, „einen derart persönlichen Kontakt zu den Vertretern des Staates habe ich noch in keinem Land erlebt“, sagt er. Telefonate mit dem zuständigen Finanzbeamten kennt er nicht. Dass hier jeder Mehrwertsteuer zu zahlen habe, findet er gerecht. In London würden „kleine Fische wie ich“ mit einem so geringen Einkommen nicht zur Kasse gebeten.

Dass seine Werke schwer verortbar sind, sieht man bei seiner momentanen Ausstellung „Taxing Art“ in Berlin. Sie ist im Verkaufsraum seines Verlags aufgebaut, es gibt Designgegenstände und Bücher. Doch dann liegen da ein Stuhl und ein Tisch auf dem Boden, in einer Ecke steht ein Tisch mit Schreibmaschine, Barometer und einem alten schmiedeeisernen Bügeleisen. Lauter alltägliche Gegenstände, mit Nutzwert. Nichts Außergewöhnliches. Und dennoch: überall jene kleinen Schilder, die etwas als Kunst definieren. „Please don't touch“, bitte nicht berühren.

Burstein hat die Objekte gezielt ausgewählt: „Es sollte etwas sein, das eindeutig

wie ein normaler Gebrauchsgegenstand aussieht“, sagt er. „Bei Tisch und Stuhl muss ich nichts erklären, wir sind davon umgeben.“ Auf den ersten Blick sind sie als Möbel nutzbar – nur gehören seine Tische und Stühle zu seiner „Memory-Stück“-Serie: Sie haben einen integrierten USB-Stick, auf dem Bilder ihrer selbst abgespeichert sind.

An der Grenze wandelten die Objekte ihre Identität. Burstein musste Fotos einreichen: Fotos, die seine Werke in einem Kunstkontext zeigen, in einem Museum, einer Galerie – Hauptsache nicht kommerziell. Von Berlin nach Barcelona gab es keine Probleme, beide gehören zur EU. Auch die deutschen Papiere wurden nicht angezweifelt. Nur in Istanbul hakte es. „Es gab anscheinend hinter den Kulissen Verhandlungen“, erzählt Burstein. „Teile meiner Werke mussten als Teile einer Küche deklariert werden, um ins Land gelassen zu werden.“ Im reichen Katar, das Steuern überhaupt nicht nötig hat, lief alles glatt: Seine Objekte wurden als „privates Hab und Gut“ klassifiziert. „Als könnte es ihnen nicht egal sein“, sagt Burstein.

Sein Buch ist auch eine Art Handbuch für Kunstschaffende in Deutschland geworden – selbst wenn er das anders sieht. In Deutschland ist streng geregelt, was Kunst ist und was nicht. Der Künstler muss eine künstlerische Ausbildung mit Zertifikat ha-

ben, in der Künstlersozialkasse sein, Zeitungsartikel über Ausstellungen vorweisen können, die Werke müssen handgemacht sein.

Duchamp des 21. Jahrhunderts

Bei moderner Konzeptkunst liegt es aber im Ermessen des Finanzbeamten, was Kunst ist und was nicht; die Übergänge sind fließend. „Mein Traum ist, dass man in Deutschland mal die Liste mit den Kategorien auf Vordermann bringt und neu bestimmt, was alles Kunst sein kann“, erklärt Burstein. Versteht man seine Werke als Neuinterpretation von Marcel Duchamps *Ready-mades*, übertragen aufs globalisierte 21. Jahrhundert, dann wäre es Zeit, dass Steuergesetze und überholte Kunst-Klassifizierungen überarbeitet werden. Duchamps „Bottle Rack“ oder sein „Pissoir“ hätten es heute bestimmt schwerer beim Zoll. Bursteins Werke verließen Deutschland als Gebrauchsgegenstand und kamen als Kunstobjekt wieder. Nur die Box mit den Hämmern kam zerstört zurück.

Anne Haeming schreibt im *Freitag* regelmäßig über Mode, Design und Literatur. Sie hat – dank eines Aufklebers mit dem Titel eines Duchamp-Werks – selbst ein Ready-made in ihrem Bad

Community Blog

Magda war mit (fast) virtuellem Notizblock unterwegs in Berlin

Ist das nun eine schöne, dem Zeitgeist huldigende Gewohnheit oder eine Unsitte, dauernd mit diesem billigen Fotoapparat herumzulaufen, sogar beim Einkauf? Ich weiß nur, dass ich ihn heute vergessen habe, und das Gefühl hatte: Ich versäume die Dokumentation interessanter Vorkommnisse, die gerade und nur heute zu sehen und festzuhalten sind. Gleich an der Panke stand ein großer Vogel – ich glaube es war ein Reiher – gravitativ im Wasser. Und flugs hatte sich ein junger Mann mit Fotoapparat am Ufer postiert, als wollte er mir beweisen, dass es Menschen gibt, deren Kamera immer zur Hand ist.

Ich aber kaufte kürzlich – ich liebe solchen Firlefanz – einen kleinen Dauerblock. Den habe ich jetzt immer bei mir, falls ich meinen Notizkalender nicht eingesteckt habe.

So ein winziges Täfelchen besaß ich schon als Kind. Man bekam es im Schreibwarenladen. Man schreibt mit einem hölzernen Stäbchen und kann die Notizen später durch Hin- und Herziehen wieder löschen. Und so habe ich heute als Ersatzhandlung einiges notiert, was mir in den Blick oder in den Sinn kam: als erstes diesen Reihervogel.

Begegnung mit Fallada

Danach ging ich weiter durch den Park und begegnete behinderten jungen Leuten, die ich dort öfter sehe. Sie besuchen eine Schule in der Nähe. Immer mal wollte ich Fotos machen, weil die meisten von ihnen etwas Vertrauensvolles haben. Es gibt auch junge Menschen, die haben keinen Blick für ihre Umgebung, weil sie zu sehr mit sich und dem Alltag, den sie bewältigen müssen, beschäftigt sind. Aber viele sind freundlich: Lächelt man sie an, lächeln sie zurück.

An der Blankenburger Straße sah ich – obwohl ich dort schon so oft vorbei gekommen bin – zum ersten Mal diese Gedenktafel an der Ziegelwand der Schule. Hier ist der Dichter Hans Fallada am 5. Februar 1947 gestorben. Das Gebäude sei damals ein Hilfskrankenhaus gewesen. Es war die Lektüre eines Beitrages über den Schriftsteller, die mich neulich auf Fallada aufmerksam werden ließ.

Weiter hörte und sah ich, dass man das Ende des Schuljahres feiert. Grillstände waren aufgebaut, aus einer offenen Tür hörte ich Gitarrenklänge und eine Stimme, die sich an dem Beatles-Song *Let it be* versuchte.

Ich wanderte durch die einsamen Straßen Niederschönhausens, an Einfamilienhäusern und an einem der Gartentore entlang. Wo sonst vor dem Hund gewarnt wird, war zu lesen: „Uns regt nichts auf, wir haben Kinder“. So einen Spruch kann man vielleicht auf einer Familien-Homepage lesen, aber an der Gartentür?

Aus Mangel an Bildern

Meint er: „Unsere Kinder sind so geartet, dass uns nichts mehr aufregen kann?“ Oder ist es ein Selbstlob: „Wir sind ganz ruhig und gelassen mit unseren Kindern?“ Kinder habe ich dort außerdem noch nie gesehen.

Die Beweisstücke für meine Tour sind allerlei Einkäufe, und eben ein Kinderblock, den ich – aus Bildermangel – als Illustration verwende. Bevor ich alles auf dem künstlichen Zettel löschte, fotografierte ich ihn zu Hause. Das ist auch ein schönes Bild. Dieser Block hat dabei etwas Virtuelles – man kann alles löschen, wie am Bildschirm.

Magda beobachtet oft Alltagsphänomene und bloggt darüber auf freitag.de

» freitag.de/community



Koch oder Gärtner? Heute der Koch. Jörn Kabisch beantwortet alle Fragen rund um den Herd

Warum heißt es Gurkentruppe?

Es ist Zeit für eine Ehrenrettung der Gurke. Vielleicht ist es Ihnen auch so gegangen? Nach einigen Wochen der Abstinenz nimmt man dieses Gemüse, das sonst so alltäglich ist, anders wahr. Bei mir war das so. Der erste Gurkensalat nach Ehech hat anders geschmeckt als jeder zuvor. Denn trotz Seuchen-Entwarnung hat der erste Genuss etwas von einem Abenteuer – der höhere Adrenalinpegel sensibilisiert die Geschmacksnerven. Man fragt sich: Schmeckt es so wie immer? Und merkt, dass man gar nicht genau weiß, wie es immer geschmeckt hat.

Und warum sollte man das auch, bei einem Gemüse, das in jedem Supermarkt das ganze Jahr en gros ausliegt, meist zum Dauertiefstpreis von 49 Cent das Stück. Die Gurke ist ein so allgegenwärtiges wie vernachlässigtes

Gemüse. Der Genuss ist zweit-rangig. Wenn sie nicht als Gesichtsmaske verwendet werden, liegen Gurkenscheiben als Garnitur auf Tellerrändern – mehr als Versprechen für eine gesunde vitaminreiche Ernährung, denn als Bestandteil.

Und wir wissen doch genau, wie wenig Respekt wir dem Gemüse entgegenbringen. Wofür im Tierreich das Schwein erhalten muss, ist in der Flora die Gurke: „Fauler Sau“ oder „dumme Gurke“ sind Schimpfwörter von gleicher Abschätzigkeit. „Gurkenase“ etwa ist der einzige vegetarische Kraftausdruck in dem an Verwünschungen überbordenden Wortschatz von Kapitän Haddock in Hergés *Tim und Struppi* (siehe auch Seite 22). Ob „Höllenhunde“, „Kaulquappen“, „Affenspincher“ oder „Salatschnecken“ – in der Tierwelt be-

dient sich Tims aufbrausender Gefährte dagegen eifrig. Ein fester Begriff ist inzwischen die „Gurkentruppe“. Ursprünglich eine Bezeichnung für die Nationalelf bei der Männer-WM 1986 (Ersatz-Torhüter Uli Stein, der Franz Beckenbauer auch noch „Suppenkasper“ geziehen hatte, musste deshalb die Heimreise antreten), ist sie heute häufig im politischen Sprachraum anzutreffen. Wobei immer das Herumeiern oder „Gegurke“ einer Gruppe von Menschen gemeint ist. Verständlich, der Begriff geht nämlich auf das mittelgriechische Wort *ágüros* zurück, übersetzt: grün, unreif. Die Gurke ist bis heute die einzige Gartenfrucht, die unreif gegessen wird – die Samenstände sind noch weich und gallertartig.

Machen wir also ein Ende mit der Missbilligung. Setzen wir die

Gurke in ein neues Licht. Sie ist ein hervorragendes Sommergemüse, in der chinesischen Küche gilt sie als kühlende Zutat – und das ist sie tatsächlich, nicht nur, weil die Kürbisfrucht zu über 90 Prozent aus Wasser besteht. Der süßliche, leicht bittere Geschmack macht sie aus.

Ich habe nach Rezepten gesucht, die der Gurke die Hauptrolle einräumen. Sehr interessant ist das der Gurkenroulade, ich habe es aus einem westdeutschen Kochbuch aus den 60er Jahren. Für die Roulade wird eine Salatgurke entkernt und mit Hackfleisch gefüllt, dann wird ein kurzes Rinderschnitzel, das mit Senf bestrichen ist und mit Dill bestreut, darum gebunden. Die Salatgurke verträgt Hitze, die Rolle ist noch nach einer Stunde im Schmortopf in Form. Zugegeben, so kocht man heute nicht mehr.

Aber in Stifte geschnitten passt die Gurke durchaus in Wok-Gerichte. Und aus einfachen Supermarkt-Gurken lassen sich auch Schmorgurken machen. Die Gurkenstücke werden in wenig Wasser mit Lorbeer und Zwiebel gedünstet, bis sie glasig sind, anschließend mit Senf, Zitronen- und Dill verfeinert. Ein großer Klacks saure Sahne, fertig.

Im Sommer passt die Gurke natürlich am besten als Suppe. Servieren Sie sie bitte nur nicht zu kalt. Mit ein paar Eiswürfeln leicht gekühlt, ist sie am schmackhaftesten. Und: Mogeln Sie der Suppe ein paar Senfgurken unter. Das zahlt sich aus.

» **Community** Haben Sie eine Frage an Koch oder Gärtner? Dann stellen Sie sie auf freitag.de/kochodergaertner

A

Alexandra Der Klub 27 hat fünf Mitglieder: → Cobain, Kurt, → Jones, Brian, → Joplin, Janis, → Hendrix, Jimi und → Morrison, Jim. Weil es die fünf berühmtesten Musiker sind, die mit 27 gestorben sind. Ein anderer zählt noch → Johnson, Robert, dazu, weil er ein Pionier war. Dritte aber erweitern das Feld (für die → Statistik). Etwa um Alexandra, bürgerlich: Doris Nefedov, geborene Treitz. Die Schlagersängerin, in ihrer Zeit eine ziemliche Nummer, starb 1969 mit 27 bei einem Autounfall. **Und wie es sich für einen Klub-27-Tod geziemt, gibt es auch eine Verschwörungstheorie.** Ihr Freund sei beim Geheimdienst gewesen, sie habe sich trennen und er nicht aufzulegen wollen, also Crash. Jetzt widerlegen Sie das mal! Klaus Raab

B

Buch Wenn einer, der eine Vergangenheit als Rockstar hat, ein Buch schreibt, das sich mit der Thematik des Klub 27 befasst, ist die Neugier automatisch geweckt.

Kim Frank, der Ende der 1990er Jahre im zarten Alter von 16 als Sänger der Band Echt seinen Durchbruch feierte, hat genau so einen Roman geschrieben. **Er behandelt die Geschichte eines schüchternen, hypochondrischen Teenagers, der über Nacht als Musiker berühmt wird und in der festen Überzeugung lebt, mit 27 sterben zu müssen.** Leider werden Zutaten wie Vaterlosigkeit, die Plattensammlung des an Aids verstorbenen schwulen Onkels sowie drastische Schilderungen von Sex und Gewalt gleich oben aus der Klichsche-Kiste gegriffen, und auch die gewollt flapsige Sprache des Erstlingswerks verleiht ihm eher eine schnöde Belanglosigkeit. Der Autor, so viel noch dazu, ist mittlerweile übrigens 29. Das ist die gute Nachricht. Sophia Hoffmann

27 Kim Frank Rowohlt 2011, 253 S., 12,99€

C

Cobain, Kurt Es gibt Ereignisse, bei denen man noch genau weiß, wo man war, als man von ihnen erfuhr. Die Öffnung der Mauer, das Finale der Fußball-WM 1990, 9/11. Oder eben der Tod Kurt Cobains.

8. April 1994, Kulturladen Konstanz. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile in dem schrammeligen Club: **Selbstmord, schon vor drei Tagen, Schuss in den Kopf, mit einer Schrotflinte.** Der DJ legte später „Smells Like Teen Spirit“ auf, alle stürzten auf die Tanzfläche und schüttelten sich zum größten Hit von Nirvana. Der war da schon längst so ausgewungen wie sein Sänger. Cobain, der Held der Generation X und des Grunge, war in der letzten Phase seines Lebens ein Heroingspenst. Er hing mit Courtney Love an der Nadel und schleppte sich von einem Entzug zum nächsten. Schon als Kind, heißt es, wurde er mit Ritalin runtergefahren.

1987 gründete er zusammen mit Kris Novoselić in Seattle die Band Nirvana. Das Album *Nevermind*, das 1991 erschien und sich bis heute über 20 Millionen mal verkauft hat, war eine Explosion. Es blies den eitlen Föhnwellen-Rock jener Zeit um und erschütterte den saturierten Blick auf die Welt. Die Platte war wie Cobains Tod. Die letzte Zeile seines Abschiedsbriefs kannte man an dem Abend in Konstanz noch nicht: „It's better to burn out than to fade away.“ Mark Stöhr

E

Edward, James Richey Manchmal wünschte er sich, sagte vor zwei Jahren Nicky Wire, Bassist der Band The Manic Street Preachers, dass Richey James Edwards irgendwo mit langem Bart an einer Schreibmaschine sitze und schreibe. Doch das ist



FOTO: MARK AND COLLEEN HAYWARD/GETTY IMAGES

This is the end Als vor 40 Jahren Jim Morrison, der Sänger der Doors, starb, war er 27 Jahre alt – er wurde damit genau so alt wie Kurt Cobain, Brian Jones, Janis Joplin und Jimi Hendrix. Seit ihren Toden ist vom „Klub 27“ die Rede – und davon, dass die Besten jung sterben. Mythos oder statistisch belegbar?

recht unwahrscheinlich. 1995 verschwand der Gitarrist und Texter der walisischen Band, 27-jährig. **Sein Wagen wurde an der Severn-Brücke gefunden, die England und Wales verbindet und oft von Selbstmördern genutzt wird.** Edwards war eine Ian-Curtis-Figur, manisch, neurotisch, selbsterstörerisch. Als er gefragt wurde, wie ernst es seiner Band sei, ritzte er sich „4 Real“ in den Arm. Doch der Erfolg der Manic Street Preachers kam erst nach Edwards' Verschwinden. Noch heute überweisen die Bandmitglieder 25 Prozent der Tantiemen auf sein Konto. MS

G

Geschichte Warum stirbt man als Musiker mit 27? Eine Erklärung: wegen zu viel Alkohol und Drogen. Bei → Jones Brian, → Joplin, Janis, → Hendrix, Jimi und → Morrison, Jim, den „Urmitgliedern“ des Klub 27, war das der Fall. Auch in der Leiche von → Cobain, Kurt wurden Unmengen von Heroin gefunden. Aber das ist nur eine Erklärung, und vielleicht braucht man auch gar keine. **Die Rede von einem Klub jedenfalls kam erst mit dem Selbstmord von Cobain 1994 auf, später wurde → Johnson, Robert zum Quasi-Gründer ernannt.** Was die statistische Wahrscheinlichkeit betrifft, mit 27 zu sterben, siehe → Statistik. Hier sei noch erwähnt, dass die Erfindung des Klub 27 der Merchandisingindustrie nicht geschadet hat. MS

H

Hendrix, Jimi *Excuse me, while I kiss the sky* war wohl seine berühmteste Song-Zeile. Und tatsächlich musste man Jimi Hendrix ziemlich oft entschuldigen, weil er gerade den Himmel küsste, oder weniger metaphorisch: weil er bis zum Anschlag mit Drogen voll gepumpt war. Folgerichtig starb Hendrix am 18. September 1970 den

klassischen Rock-Star-Tod. Unter dem Einfluss von Rauschmitteln erstickte er an Erbrochenem. Die Verschwörungstheorie? Ein Roadie beschuldigte seinen Manager des Mordes, weil dieser die Lebensversicherung habe kassieren wollen.

Mit Hendrix lässt sich aber auch belegen, dass es etwas mehr braucht als einen frühen Tod, um dem Klub 27 beizutreten. Seine musikalische Leistung ist unumstritten, mit Endlos-Improvisationen und gezielten Rückkopplungen revolutionierte er das Gitarrenspiel. Und niemand hat je wieder das Pathos der amerikanischen Hymne so grausam-schön zerlegt wie Hendrix mit seiner Version des Star-Spangled Banner. Jan Pfaff

J

Jones, Brian Er war ein überdurchschnittlich begabter Musiker, der 1962 mit Keith Richards und Mick Jagger die Rolling Stones gründete. Lange galt er als musikalischer Leader der Band, mit seinen Fähigkeiten – er spielte Gitarre, Flöte, Sitar, Hackbrett, Akkordeon, Posaune, Piano etc. – prägte er den Anfangsstil der Band. Als ihn das Model Anita Pallenberg zugunsten von Keith Richards verließ, befand er sich bereits in einem Teufelskreis aus Alkohol-, Drogen- und Medikamentensucht. **Wenige Wochen nach seinem Rausschmiss bei den Stones im Juni 1968 fand man ihn tot im Pool.** Es gab Verschwörungstheorien, Mordverdacht, doch wie Keith Richards bemerkte: „So richtig überrascht war niemand. Jeder kennt doch Leute, bei denen man das Gefühl hat, sie werden keine 70.“ SH

Joplin, Janis Als jemand die Frau aus der texanischen Provinz fragte, woher sie diese kraftvolle Stimme habe, antwortete sie: „Ich mache einfach meinen Mund auf!“ Janis Joplin sprach offen über ihre Sexualität und sang den Blues, als sich die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA auf dem Höhepunkt befand. In wenigen Jahren schaffte sie es aus siffigen Stu-

dentenkneipen in die Billboard-Charts. **Doch das freche Hippie-Mädchen kam mit dem plötzlichen Erfolg schwer klar.** Sie fühlte sich hässlich, litt unter unglücklichen Liebschaften, unter der Trennung von ihrer ursprünglichen Band und negativer Presse. Man sah sie häufiger mit einer Flasche Whiskey in der Hand, doch um ihre Depressionen zu betäuben, reichte das bald nicht mehr.

Am 4. Oktober 1970 fand man sie mit 27 tot im Hotelzimmer, gestorben an einer Überdosis Heroin. Sie war der erste weibliche Superstar des Rock'n'Roll. SH

Johnson, Robert Der 1911 geborene Singer-Songwriter gilt als König des Delta-Blues. Sein früherer Tod, 1938, geht auf eine frühere Syphiliserkrankung zurück. Die Legende will, dass er seine Seele dem Teufel verkauft habe, um im Gegenzug Gitarrenvirtuose zu werden. Im *Cross Road Blues* besingt er den satanischen Pakt. **Der okkulte Ruch mag der Grund sein, warum er vielen als Gründer des Klubs 27 gilt.** Doch über die Bluesszene hinaus war Johnson lange unbekannt. Sein Werk wurde erst ab den 60ern entdeckt, als Musiker wie → Hendrix, Jimi seine Songs adaptierten. Tobias Prüwer

M

McKernan, Ron Ron „Pigpen“ McKernan (1945–1973) war als Mitgründer der Band Grateful Dead, durch seine Drogenerfahrungen und den Tod aufgrund von Alkoholmissbrauch geradezu prädestiniert für den Klub 27. Auch der High-School-Rauswurf empfahl ihn für den Klubausschluss. Zudem war er eine Zeitlang mit → Joplin, Janis liiert, und sie blieben lebenslang Freunde. Bei den Grateful Dead sang er, spielte Hammondorgel und Mundharmonika.

Der Bandname geht übrigens auf die mystische Figur des dankbaren Toten zurück. Wenn man dessen Grab pflegt, heißt es, sei einem die Seele des Verstorbenen auf ewig gütig gestimmt. Schaut man auf

die Ehrbezeugungen, die alle im Klub der 27 bis heute erfahren, liegt der Gedanke nicht fern, dass sich Ron McKernan, → Cobain, Kurt & Co. im Jenseits längst zur Grateful-Dead-Revival-Band zusammengeschlossen haben. TP

Morrison, Jim Er war ein Rock'n'Roller im erweiterten Wortsinn: nicht nur Musiker, sondern Beherrscher aller Kulturtechniken, die dazu gehören. Drogen, Sex, und dass er Fernsehpromoauftritte nutzte, um all die Worte zu sagen, die man bei Fernsehauftritten in den USA bis heute nicht sagt, spricht auch nicht gegen ihn.

Jim Morrison starb vor 40 Jahren am 3. Juli 1971 in einer Badewanne in Frankreich. Und wenn heute auch kein Mensch ernsthaft das Orgelgeschwurbel seiner Band vermissen kann, das für The Doors fast so charakteristisch ist wie Morrisons Stimme und seine entrückten poetischen Texte – ihn selbst nicht als wirklich große Nummer anzuerkennen, wäre Blödsinn. Orgel hin oder her: The Doors waren eine vierköpfige Ein-Mann-Band.

Was, wenn er noch lebte? Dann wäre er 67, und vielleicht gäbe er als gealterter Megastar überbeuerte Konzerte mit den alten Hits und Lesungen aus seinen Memoiren (vgl. Rolling Stones → Jones, Brian). Seine Fans, die sich keine Tour entgehen ließen, würden sagen, dass er die ewige Jugend feiere. Doch er würde natürlich das Gegenteil zelebrieren – das Gestern, die Arriviertheit. Variante zwei wäre die bessere: Morrison würde als Selbstversorger einen Bauernhof bewirtschaften und nie mit Journalisten sprechen. Er würde sich hin und wieder in seinem Blog auskotzen oder seine Liebe erklären. Und er würde nie, nie, nie *Break on through* singen. Die Frage ist: Wäre Variante zwei wahrscheinlich? raa

S

Statistik Es ist nicht bekannt, dass mehr Menschen mit 27 sterben als mit 24 oder 30. Es ist nicht einmal erwiesen, dass *Musiker* besonders häufig mit 27 sterben. Es gibt auch eine Häufung von Musikertoden mit 26, 33 und → Zweieundvierzig. **Alledings kann man nur vom Klub 27 behaupten, dass die fünf Hauptmitglieder samt und sonders prägende Figuren des Pop und Rock sind.** Eines immerhin ist statistisch klar: Fünf gleichaltrig gestorbene Weltberühmtheiten sind besonders gut für die Legendenbildung. raa

Z

Zweieundvierzig Sie werden sagen, das sei zynisch, aber man kann davon ausgehen, dass der „Mensch“ sowieso nicht im Mittelpunkt der Bemühungen von so etwas wie Popkultur steht. Da geht es nicht um Jim Morrison als Jim Morrison und ob der den Klodeckel nach dem Pinkeln wieder runtergeklappt hat oder nicht, sondern um Jim Morrison als Bild, in dem man sich sein eigenes Leben ausmalen kann. Der frühe Tod hat für das Bild durchaus Vorteile, es sieht dann einfach besser aus, als → Morrison, Jim heute je aussehen könnte. Insofern muss man das häufig gedankenlos dahingeeußerte Motto „Live fast, die young“ als Handlungsanweisung zur Nachruhmbezeugung verstehen. **Die Altersgrenze 27 wäre dann die rote Ampel, die man nicht überfahren darf.**

Nun kann es Gründe geben, es dennoch zu tun (noch nicht genug Ruhm angesammelt; einen Partner, dem nicht runtergeklappte Klodeckel egal sind). Wie auch immer, es passiert den Größten. Greta Garbo hatte eine „menschliche“ Lösung des Problems gefunden und sich mit 37 aus der Öffentlichkeit verabschiedet, um in aller Ruhe 84 zu werden. Hätte Elvis Presley darauf Lust gehabt? Wohl kaum, weshalb er dann mit 42 Jahren gestorben ist. Und weil er Elvis war, also der King, und 42 bekanntlich die Antwort auf alle Fragen (vgl. *Per Anhalter durch die Galaxis*) ist, markiert 42 heute die letzte Ausfahrt für einen Popstar-adäquaten Abgang. Wer da nicht rauskommt, muss sich mit Rentenbescheiden und Botox auseinandersetzen. Matthias Dell